

Edith Guip-Cobilanschi wurde am 12. Juli 1937 in Ferdinandsberg (Oţelu Roşu) geboren. Sie besuchte in Temeswar die „Simion Bărnuţiu”-Schule (heute Nr. 21), das Handelslyzeum für Mädchen und in den Jahren 1956 - 1961 die Germanistik-Hochschule der Temeswarer Universität. Sieben Jahre dauerte ihre Berufsstagiatur in Reschitza, Merzidorf (Dorf des Grafen Mercy) und als Raioninspektorin. Danach unterrichtete sie 29 Jahre an der 3er Schule in Temeswar, die sich 1990 in das Lyzeum „W. Shakespeare” umwandelte.

Sie schrieb Reportagen und Leserbriefe für den „Neuen Weg”, die „Banater Zeitung”, nach 1990 „Neue Banater Zeitung”, das „Echo der Vortragsreihe”, „Reflex”, „Das dritte Europa” usw.

Ab 1999 erschienen ihre Bücher „Poesie des Banater Berglands” (1999), „Dem Banat in tiefster Dankbarkeit” (2000); „Bekannte und unbekannte Banater” (2002); „Erinnerungen von früher und gestern” (2004); „Charakterbilder im Wandel der Zeit” (2006).

Ihre Erzählungen erscheinen auch in Sammelbänden wie „Welten in Schicksalen” und „Das dritte Europa” (rumänisch), „Temeswar zwischen Paradigma und Parabel” (zweisprachig); „Aufs Wort gebaut” (deutsch); „Nah-Gespräche” (deutsch) und „Die Stafette” (deutsch).

Sie übersetzt Gedichte aus dem rumänischen, die Bände „Die blaue Sonne”, „Des Himmels Erde”.

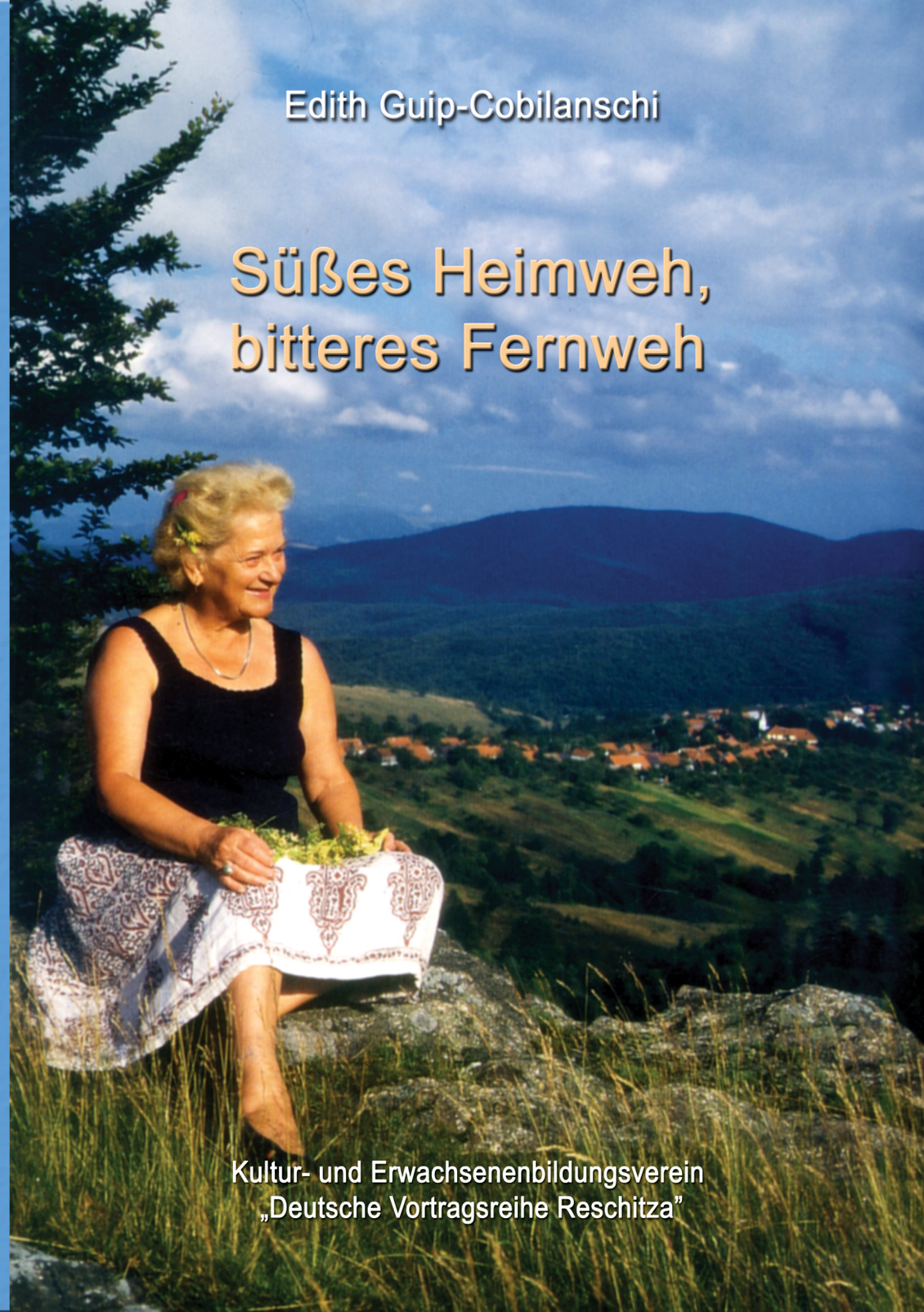
Edith Guip-Cobilanschi wurde ausgezeichnet mit dem goldenen Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich, mit dem Freundes-Abzeichen in Bronze der Marktgemeinde Neumarkt in der Steiermark und mit den „Alexander Tietz”- und Otto Alscher”-Medaillen des Kultur- und Erwachsenenbildungsvereins „Deutsche Vortragsreihe Reschitza”.

EDITURA BANATUL MONTAN REŞIŢA
ISBN 978-973-1929-02-6

Editura Banatul Montan

Edith Guip-Cobilanschi

# Süßes Heimweh, bitteres Fernweh



Kultur- und Erwachsenenbildungsverein
„Deutsche Vortragsreihe Reschitza”

Meinem Sohn Victor Emanuel gewidnet!

Motto:

*„Heimat ist für den Menschen ein Stück Schicksal. Nicht nur, dass wir sie uns nicht aussuchen können, sondern auch in dem Sinne, dass ihr Klima, ihre Geschichte, ihre geografische Lage und vor allem ihre Menschen uns bis tief in die Seele hinein prägen und formen“.*

Worte des Banater Altbischofs Sebastian Kräuter (1922 - 2008) am Fest des hl. Apostels Matthias in Temeswar, am 24. Februar 1991 gesprochen

Edith Guip-Cobilanschi

# Süßes Heimweh, bitteres Fernweh

Kultur- und Erwachsenenbildungsverein
„Deutsche Vortragsreihe Reschitza"

Această carte reprezintă cea de-a treizecişinoua apariție editorială a Asociației Germane de Cultură şi Educație a Adulților din Reşița.
Tipărirea acestei cărți s-a făcut cu sprijinul financiar al

***Departamentului pentru Relații Interetnice al Secretariatului General al Guvernului României, prin Forumul Democrat al Germanilor din România.***

Dieser Band erscheint als neununddreißigstes Buch des Kultur- und Erwachsenenbildungsvereins „Deutsche Vortragsreihe Reschitza".
Die Drucklegung des Bandes wurde ermöglicht durch die großzügige Unterstützung des

***Departaments für Interethnische Beziehungen des Generalsekretariats der Rumänischen Regierung, durch das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien.***

**Descrierea CIP a Bibliotecii Naţionale a României**
**GUIP-COBILANSCHI, EDITH**
**Süsses Heimweh - bitteres Fernweh** / Edith Guip-Cobilanschi. - Reşița : Banatul Montan, 2008
ISBN 978-973-1929-15-6

821.112.2-32

© Asociația Germană de Cultură şi Educație a Adulților Reşița / Kultur- und Erwachsenenbildungsverein „Deutsche Vortragsreihe Reschitza"

Lektorat: Dipl.-Ök. Waldemar König
Foto Deckel 1: Victor Emanuel Cobilanschi
Verlag: „Banatul Montan" / ISBN: 978-973-1929-15-6
Technische Bearbeitung und Druck: ColorPrint Reşița, 2008

# Inhalt

Vorwort: Heimatstreu bis zum Mehr-geht's-nicht ..... 7
Nachbargeplauder ..... 9
Vollmondnacht in Wolfsberg ..... 10
Gewitter auf 1.000 Metern Höhe ..... 11
Bauernweisheiten über das Wetter im August und September, gesammelt in Wolfsberg ..... 12
Versprechen ..... 13
Zur Gastfreundschaft der Reschitzarer. Alles mit Freude selbsterlebt ..... 14
Banater Bergländer Humoresken. „Geistreiche Gespräche" am Semenik-Abhang ..... 16
Fröhlich feierndes Banater Bergland. Nachklänge zur XVI Kulturdekade ..... 22
Heimat, deine Wege ..... 24
Nachruf auf das Ableben einer Wolfsberger Bäuerin ..... 25
Zu früh Geboren. In memoriam einer Heimatstreuen ..... 28
Waldrain am Crivaia-See ..... 31
Geburtstagsfeier in der Heimat ..... 32
Die Frau dort ..... 36
Welche ist die Schönste...hier? ..... 37
Ode an mein Temeswar ..... 40
Ich häng meinen Haken ans Brett ..... 41
Das Stiegenhaus (oder: Was, wer, wo eine Heimat?) ..... 42
Der Nachbar Georg ..... 43
Die erste EU-Nacht ..... 44
Requiem ..... 47
Die Gastfreundlichkeit unserer Bergländer ..... 48
Jeder Freund des Banater Berglands feierte mit ..... 51
Warum hier bleiben? ..... 53
Eine Flucht und ihre Ergebnisse ..... 56

Dies Irae ..... 59
Auf den Spuren der Ahnen unserer Wolfsberger ..... 62
Randkonversation mit Privatschülern ..... 64
Reisebilder. Das ewige Fernweh ..... 68
Wunderbare Bemerkungen meiner vertrauten E. Z. aus Freiburg und meiner Wawi Pankowa aus Wolfsberg ..... 78
Abendgespräch in der Wolfsberger Stube ..... 83
Deutschböhmisches Dorf im Hochsommer ..... 86
Gewitter auf Banater Höhn ..... 89
An die Wolfsberger Wälder ..... 90
Im Dickicht des Gesetzes ..... 91
Emblem des Banater Berglandes ..... 94
Exkurs zur „Geschichte der Banater Berglanddeutschen" von Julius A. Baumann ..... 95
Freunde und Überraschungen auf allen Wegen ..... 105
Der geheimnisvolle Berg ..... 108
Neujahrswünsche - jeder nach „eigener Fason" ..... 111
Kraft des Ausdrucks in Otto Alschers Tier- und Jagdgeschichten ... 116
Als mein Vater über „das große Wasser" fuhr ..... 121
Besucher in unserem Banat aus früheren Zeiten ..... 125
Konditorei „Violeta" ..... 133
Ein uralter Koffer kreist durch das neue Temeswar ..... 136
Nostalgie ..... 139
Ostern in der „süßen Heimat" mit dem „bitteren" Gefühl des Fernwehs ..... 143
Verloren in der süßen rumänischen Sprache ..... 146
Bezauberndes, humorvolles Banater Bergland. Nachklang zu den Literaturtagen 2008 ..... 149
Veröffentlichungen des Kultur- und Erwachsenenbildungsvereins „Deutschen Vortragsreihe Reschitza" ..... 152

*Vorwort:*

## Heimatstreu bis zum Mehr-geht's-nicht…

Wenn man heutzutage vom Banater Bergland spricht oder liest, dann kommt demjenigen, der sich als Kenner dieser Gegend ausgibt, der Name Edith Guip-Cobilanschi ins Gedächtnis, die unermüdliche Lehrerin und Schriftstellerin, die ihr ganzes Wesen diesem Landsstrich im Südwesten Rumäniens gewidmet hat und weiter widmet.

Ohne das Banater Bergland wäre Edith Guip-Cobilanschi nicht das, was sie ist; ohne sie wäre das Banater Bergland viel, viel ärmer! Das ist eine Tatsache, die nicht geleugnet werden kann.

Sie schreibt über die wunderschönen, von Gott gesegneten Landschaften und Natur, die es hier gibt; sie beschreibt auch die Menschen, die hier ihr alltägliches Leben verbringen und Tag für Tag ihren Fleiß und ihre Hingabe bei Schritt und Tritt der Umgebung einprägen.

Edith Guip-Cobilanschi bringt in den Mittelpunkt Plätze und Orte, die das Leben prägen, aber auch Menschen, die durch ein ausdrückliches Charakterbild das widerspiegeln, was für sie kennzeichnend ist: sowohl die Ernsthaftigkeit, wie auch den Humor jedes einzelnen Individuums.

Mit diesem neuen Band, unterzeichnet Edith Guip-Cobilanschi, bringen wir einen weiteren Anhaltspunkt im Werden und Gedeihen des Banater Berglands und nicht nur. Sie, als Leser, finden darin sowohl Prosa wie auch Verse, von der Autorin seit 2004 bis jetzt geschrieben, die seinerzeit teilweise in unserer Monatsschrift „Echo der Vortragsreihe" erstveröffentlicht worden waren.

Die Autorin bestätigt durch diesen Band ihre Verbundenheit zum Heimatboden, sie bleibt, so wie wir sie kennen und schätzen, ihren Idealen treu.

Danke für Deine Treue zum Banater Bergland, Edith Guip-Cobilanschi!

***Erwin Josef Ţigla***

***Im August 2008***

## Nachbargeplauder

Die Wawi-Basl führt die Leiter auf die Gassen,
sie wird bestimmt auch keinen Luftschnapper vorüberlassen,
bis dieser nicht erstattet den Kurzbericht.
Die Wawi wischt sich mit der Schürz' übers Gesicht.

Die Herrischen, die wissen nichts von dieser Welt.
Der Nachbar Martin, der weiß wo's fehlt...
und auch die Lina-Basl versteht das Weißeln gut,
der Nachbar 'Gang hat wieder a Blümele am Hut.

Und jeder sieht: der Kalk ist nimmer weiß
und „a der Pinsel is a Scheiß...",
die grüne Farb ist wert: „neama a Laus",
mir setzen uns und reden uns mal aus.

Es wird bald regnen und es naht schon Mitternacht,
der Vollmond über Wolfsbergs Wälder lacht,
über die fröhlich' Nachbarn, Mann und Kind,
das Schnapsglas kreist, „dass unsre Tant bald wieder kimmt".

***Wolfsberg, im August 2004***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 9 / 2004***

# Vollmondnacht in Wolfsberg

Der Mond erweckt den Zauber dieser Nacht,
die Dichterseele schreibt die Worte, eh'es gedacht,
ein Hund bellt heiser im Schatten einer Linde,
der Nebel wird ins Dorf getrieben von dem Winde.

Vor meinem Fenster führt die hohle Gasse bis zum Bach;
auch da und dort ein Licht, die Leute sind noch wach,
der Silberschein des Mondes gibt keine Ruh,
vom Stall ertönt das unruhig Gestampf von Pferd und Kuh.

Und jetzt steht unter jenem Fenster die Gestalt
von einem Mann mit Ohren eines Wolfes, und bald
erblicke ich Konturen auf der weißen Wand des Hauses...
ich schließe meine Fenster bebend und mit Grausen.

Es sind zwei Wochen, seit ich ausrief jene Worte:
„Ich dichte nimmermehr!" Ich wusste nicht, dass an dem Orte,
wo Linden duften und der Vollmond küsst die Erde,
ich immer wieder schreiben und dichten werde.

***Wolfsberg bei Nacht, am 9. - 10. August 2004***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 9 / 2004***

## Gewitter auf 1.000 Metern Höhe

Es blitzt und donnert in der Ferne schon,
der Wind reißt an den Himbeerankern und dem Samenmohn,
und immer näher kommt die Herde mit dem Geläute,
der Hühnergeier schnappt sich rasch noch eine Beute.

Touristen klopfen an das Gassenfenster schnell,
es stört sie nicht des Hundes warnendes Gebell.
Sie fürchten sich vom Rauschen des finstern Wald,
es gießt der Regen Ströme in den Dorfbach bald.

Die reichen Neubesitzer schließen die Tore fest,
nicht mal die Schwalben bauen sich dort ein Nest.
Die Bauern öffnen Scheun' und Einfahrt weit:
„Kimmt eina, ihr uarmen Städteleit!"

***Wolfsberg, im August 2004***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 9 / 2004***

# Bauernweisheiten über das Wetter im August und September, gesammelt in Wolfsberg

1. Fängt der August mit Donner an, er's bis zum Schluss nicht lassen kann.

2. Wenn die Schwalben schon zieh'n (gemeint anfangs August), sie vor naher Kälte flieh'n.

3. Im August viel Regen ist dem Wein kein Segen.

4. Augustsonne, die früh schon brennt, nimmt nachmittags kein gutes End'.

5. Nach Sankt Laurentius (10. August) wächst das Holz nicht mehr.

6. Je dicker der Regen im August, je dünner der Most.

7. Der Herbst beginnt zu heilig Bartholomäe (24. August). Bartholomäe Regen - Kartoffelsegen.

8. Wenn die Sonne schon früh brennt, nimmt das Wetter am Mittag kein gutes End'.

9. Wie der August war, so wird der künftige Februar.

10. Auf Ägidius Sonnenschein, so gibt es vielen guten Wein (Hl. Ägidius: 1. September).

11. Viel Nebel im September über Tal und Höh', bringen im Winter tiefen Schnee.

12. Wie's Wetter an Maria Geburt (8. September), so setzt sich's noch vier Wochen fort.

13. Septemberdonner prophezeit viel Schnee zur Winterzeit.

14. Baumblüten im Spätjahr deuten auf ein gutes Jahr.

15. Wird das Obst langsam reif, gibt's im Winter statt Eis nur Reif.

16. Graben die Mäuse sich tief ein, wird ein harter Winter sein.

17. Wenn zu Michael der Wind von Nord zu Ost weht (29. September), ein harter Winter vor der Tür steht.

18. Wie der September, so der nächste März.

19. Frische Septemberluft, den Jäger zum Jagen ruft.

20. Nach Septembergewitter wird man im Februar vor Kälte zittern.

*Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 9 / 2004*

# Versprechen

Wenn die Lerche wieder steigt
aus dem Kornfeld, welches reift,
trillernd ihre süßen Lieder,
komm'ich wieder, meine Heimat,
komm ich wieder.

Und die Lerche sang ganz weit
in dem Kornfeld, das schon reif,
schmetternd ihre Sehnsuchtslieder.
Ich kam wieder, traute Heimat,
ich kam wieder.

Ah, die Lerche singt nicht mehr,
weil die Felder kahl und leer.
Doch ich trag in mir die Lieder
und ich komme immer wieder,
immer wieder...

***Am Waldrand des Temeswarer Jagdwalds geschrieben, 2006***

# Zur Gastfreundschaft der Reschitzarer. Alles mit Freude selbst erlebt

Nach einem üppigen Essen beim Rundtisch-Büffet in der „Alexander Tietz"-Bibliothek wird der gern gesehene Gast „gepusselt" und verwöhnt. Elsa-Tante steckt mir eine feine Schokolade zu und raunt mir ins Ohr: „Du bist mei Zuckapuppn!" Frau Romanov verspricht mir auch: „Wenn ti Guakn in mei Guartn scheen wachsn, kriegn`S a großi Guakn vun mia!"

Prof. Inge Bähr, gewesene Berufskollegin in der Einser Schule (Arbeiterheim) überlässt mir großzügig ihren Gatten mit den Worten: „Ich lass dir meinen Mann und ich geh trinken und essen!" Herr Bähr, schon über 70, schaut mich treuherzig an und meint: „Gnädigi, mir missn jetztat ibas Wetta redn, sonst kumman mia ins Gered."

In Wolfsberg, als wir beim schönen Haus eines Karcsi vorbeifahren, fragt mich der berühmte Akkordeonspieler: „Edith, hast du ti Zweagl in meim Guartn schon gsehn?" „Nein" sag ich. „Dann hast nix gsegn vun teara Welt! Aba ten Apparat, tea ti Maulwiama af 200 Meter vatreibt, hast gsehn?" „Auch nicht!" „Dann hast umasunst glebt" sagt der Karcsi.

Wir besuchen das schöne Gartenhäuschen der Familie Lupşiasca am Wolfsberger Bach. Karl zeigt uns gastfreundlich die aufgestockten Betten: „Hier kennts alli durcheinanda schlafn!", „nach einem Ausflug", meint er. Darauf der „Paga" (von Paganini, Josef Ruzicska): „Tes wär nit manierlich. Ti Herrn schlafen obn, ti Daman untn. Aba aach tes passt mia nit, weil obn 5 Betta sein unt untn nua 3."

Der Koari (Karl Schmidinger), ein seelenguter „Pua" aus der „Enzian"-Tanzgruppe feuert mich an: „Essen's, Frau Professor! Wer weiß, wann Sei in Temeswar wieder a Mehlspeis essn."

Ein Herr aus der Gruppe der Persönlichkeiten, der mich rumänisch anspricht, macht mir ein Kompliment: „Ihr Humor ist ausgezeichnet. Schade, dass ich kein deutsches Wort verstehe!" (rum.: păcat, că nu înțeleg nimic).

Wir sitzen an der Tafel beim Abendessen im Hotel „Semenik"; da sagt unser Erwin: „Edith, tu musst mia 3 Täg vua tein Steabn schreibn, tass es soweit is, tass ich a scheeni Grabred anfeatign kann." „Ah wo!"

meint Schriftsteller Michael Astner aus Jassy. „Sie müssen einmal eine Grabrede für alle Germanisten schreiben, eine schöne, die zu allen passt und dann nur den Namen immer wechseln."

In Wolfsberg muss ich am Baumstumpf eines gerodeten Lindenbaumes stehen, den ich in dem Gedicht „In Wolfsberg vor dem Tore" besungen hatte und in den Lichtkegeln der Foto- und Filmapparate Wolfsberger Gedichte lesen. „Tes wua scheen" meint der Joji Rusitcska; gemannt auch Paga. „Fia ti Edith praucht ma ka Standbild meahr zahln. Tes fian Alexander Tietz hat a Masse Geld gkostat. Ti Edith stellen mia auf ten Baumstumpf ta auf, lassn se über ten Winta stehn, dann habn mia sie frisch im Somma. Dann kann sie wieda dichtn! Unt nach tem zweitn Winta is tes Monument featig. Mir missn nua af ten Busen ihr drauf picken: Tie beriehmte Heimatsdichterin - 1937. Schluss!"

Zu unserem Erwin sage ich: „Schön, dass Du den Grafen von Bardeau eingeladen hast. Er ist ein großzügiger Sponsor." Da greift gleich ein gastfreundlicher Reschitzarer ein: „Frau C., mia kennten uns gegenseitig sponsorisieren. Sie kaufen mia ten Schnapps unt ich pflick Ihna ten Saurampfar am Wolfsbearga Bach, ten Sie imma abgrasn unt in *stare naturală* essn."

Der liebe Erwin klopft mir anerkennend im „Semenik"-Hotel auf die Schulter und sagt mir treuherzig wie immer: „Edith, tu bist ti Beste. Ta hast a 1/2 Liter Schnapps, trink ten aus, bevor tu auf ten Bahnhof gehst, damit tu nit so viel waanst, wenn tu wieda wegfoarst. Tu pist eine Dame, tes sagn ta teine Bewundera unt Freindn vun Reschitz. Sie tearfen tich nit mit vawantn Gsicht sehn."

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 61 / 2006***

# Banater Bergländer Humoresken.
# „Geistreiche Gespräche“ am Semenik-Abhang

## Um nicht zu vergessen...

Geraldine will alles wissen. Sie schickt Gobeline ins Tal des Baches, um zu erfahren, wie teuer die Unterkünfte in den verschiedenen Gaststätten, Hotels und Motels sind. Gobeline schreitet leichten Fußes den Abhang hinunter, kommt aber schwer schnaufend die Wiesen wieder hinauf.

- Wo wuarst? Fragt Geraldine kurz.

- In der Advokaten-Villa: 600.000 Lei, 24 Stunden für 2 Betten! Im Hotel „Claris“: 700.000 Lei im II. Stock für 2 Personen, 900.000 Lei ein Apartment für 2 Personen und 1.200.000 Lei in der Mansarde für 4 Personen.

- Tes alles sparn mir jetzt, meint Geraldine zufrieden. Aber du schnaufst erbärmlich... A andersmal häng dir a Kartonmedallion um den Hals, auf tes du schreibst: *„nimmermehr 35 Jahre alt“* und gehst langsam los.

## Damen mit Erziehung

Gobeline breitet den Pfefferminztee auf den Boden der Mansarde zum trocknen aus und berichtet stolz über die schön gewundene hölzerne Treppe.

- Mir haben Pfefferminzblätter für a ganzes Regiment in dem Winter.

- Bist brav, bemerkt Geraldine. Komm runter, kriegst an orientalischen Salat mit „Pellkartoffeln“.

Unten fragt Gobeline neugierig:

- Hast auch den Paprika und die Gurken reingeschnitten, die ich als Stilleben (sie sagt „natură moartă“) auf den Teller glegt hab?

- Na wie? antwortet Geraldine beleidigt. Wir zwei sind Damen mit Erziehung und Benehmen. Wir zwei essen nur frische Gurken und frischen Paprika. Wenn die Gäste kommen, die können den verwelkten Paprika und die gelben Gurken essen.

## Eine Marischka fehlt

Die beiden „Damen“ haben gut gegessen. Da jammert Geraldine:

- Wo bleibt heute die Marischka, damit sie das Gschier wascht?

- Die hat heit Ausgang und kommt spät von der Kasern, bemerkt Gobeline fröhlich.

- Dann lass mer alles so stehn und wuaten bis tes Mensch zaus kommt, beschließt Geraldine und beide gehen in ihre Zimmer, die Teller, Tassen, Töpfe auf dem Küchentisch, unter den Strahlen des Vollmondes, zurücklassend.

## Beruhigendes Telefongespräch

Geraldine hat einen besonders aufmerksamen Sohn, der beim Nea Bostan, der ein Handy bereit hält, immer anruft, er möge zur Mutter gehen, wo er, Valer, nach einer Stunde wieder anruft.

Punkt nach einer Stunde bippst das Handy auf unserer Terrasse.

- Mutter, wie geht es euch?

Geraldine darauf:

- Wunderbar! Wir genießen das Leben in vollen Zügen. Ich habe a Gallenkrise ghabt. (Gobeline, einen Sonnenstich). Ich hab a Magenverstimmung ghabt (sie haben die Zecken in den Wanderungen durch die Wälder der Berglandheimat in die Fersen gebissen). Ich hab a steifes Gnack und kann den Schedel nit drehen (sie ist auf der Suche nach Heilpflanzen in a Brennesselloch gfallen und ist voller Blattern). Jetzt koch ich zum dritten Mal a Kimmelsuppn und a Pockelfleisch, damit wir nit dick werden und mei Gasflaschn ist bald leer (sie sitzt halbnackt unter anem Birkenbaum und wirft alle Depressionen von sich).

Sohn Valer seufzt tief und bemerkt:

- Schrecklich, schrecklich, euch zwei kann man keine 10 Minuten allein lassen.

## Das Gespenst

Eine heiße Sommernacht wälzt sich über die Abhänge des Semeniks. Die Holzbalken krachen, ein Nageltier trippelt am Dachboden herum und kratzt an den Holzwänden. Holzwürmer erzeugen komische Geräusche und Gobeline ist sich dessen sicher, dass sie sanfte Menschenschritte auf der hölzernen Treppe gehen hört. Ein Gespenst, ein einziges, aber es ist da, schon die dritte Nacht. Ob Geraldine wirk-

lich nichts hört? Sie schleicht die Treppe hinunter. Unten sitzt Geraldine bei offener Terrassentür und starrt in die Nacht.

- Aha, ruft Gobeline laut. Hörst auch das Gespenst, das einzige, das hier herumschleicht?

- Du bist das Gespenst, sagt Geraldine nüchtern. Jede Nacht steigst viermal runter zur Toilette.

- Und du ziehst dreimal das Wasser, contert Gobeline.

- Das genügt für ein einziges Gespenst, schlussfolgert Geraldine zufrieden und legt sich schlafen.

### Meine Mi, meine Ma, meine Tochter...

Blitze erhellen den düsteren Wald, Donner krachen, verdreifacht durch das Echo, über die Blumenwiesen. Niemand schläft. Aus einer Nachbarvilla ertönt bis 3 Uhr morgens das Lambada-Lied und das „Meine Mi, meine Ma, meine Tochter", womit der Temeswarer Thermalstrand seine Gäste seit 3 Jahren belästigt.

- So a Gsindel, brummt am nächsten Morgen Geraldine, Kreuzworträtsel lösend.

- Tes muss a schamloser Reschitzarer sein, gähnt die verschlafene Gobeline.

- Tes ist a zudringlicher Beamter aus Temeswar, kommt die Antwort. Du setzt jetzt den Florentiner Hut auf, lasst deinen österreicher Charm aufsteign, schleichst über die Margaretenwiesen, erzählst dem Zudringlichen über Goethes Pantheismus und dann fragst ihn, ob er Beamter bei der Temeswarer Handelskammer ist oder in der Bank „Transilvania" und ob er die schöne Kassette mit „Meine Mi, meine Ma" besitzt. Sagt dann der Mann: Nein, er handele mit Möbeln und „Meine Mi, meine Ma" gefiele ihm sehr, dann lasst du mich handeln... Wir gehen dann zu zweit über die Wiesen. Du in der Linken mit an Papier und an Bleistift, in der Rechten a Margaretenbusch; ich voraus, freundlich und direkt:

- Einen schönen Tag, Herr Exportateur. Lassen Sie uns gefälligst in Ruh mit der „Mi" und „Ma". Mei Kusine hier ist nervenkrank. Die schreibt seit 15 Jahren Lobgedichte auf das Banater Bergland und ist schon in an fortgeschrittenen Zustand. Grüss Gott! Kurz! Du gehst nach links, ich nach rechts und vor dem Tor kommen mir wieder zam. Der Zudringliche, aner!

Gobeline schwebt mit dem Florentinerhut über die Blumenwiese. Geraldine hat kein Fernrohr, so dass sie den hohlen Stock ihres Waschmopps ins linke Auge klemmt und ihr nachschaut:

- Gut, gut, schön, schön, murmelt sie wie die Fußballtrainer beim Finaltraining.

Der Herr auf der Terrasse der Nachbarvilla erkennt in Gobeline eine Professorin des Gymnasiums, wo einst sein Sohn und sein Neffe lernte, eilt ihr entgegen und küsst ihr die Hand.

- Bravo, ruft Geraldine so laut, dass es das Echo des Waldes über die Wiesen gleiten lässt.

Der Herr führt Gobeline auf seine Terrasse. Geraldine schaut noch immer scharf durch das Rohr des Waschmopps und kommentiert zufrieden:

- A Schauspielerin, a Schauspielerin. Ich muss ihr wieder a Kimmelsuppen kochen.

Der Herr lacht galant, Gobeline kichert neckisch, sie wird ein Stück zurückbegleitet, sie überreicht ihm 2 Blümchen.

- Der Zudringliche ist von der Handelskammer, brummt Geraldine und schaut Gobeline durch den hohlen Stock an, bis sie ganz nahe ist.

- Schaust besser aus durch den Moppstock gsehen, wie mit freiem Auge, erklärt sie.

- Alles abgemacht, frohlockt Gobeline. Der Herr wua Ingenieur im Stromwerk und hat anen Sohn in unserem Gymnasium ghabt.

- Ingenieur, schreit jetzt Geraldine, dass man es bis zur Villa der Rechtsanwälte hört. Die wissen nichts von Goethes Pantheismus, was hast ihm gsagt, dem Zudringlichen?

- Zwei Gedichte habe ich pathetisch gesprochen und er hat versprochen, keine Musik in der Nacht zu hören. Er hat vor 50 Jahren Deutsch als Fremdsprache in dem „Diaconovici-Loga“-Lyzeum gelernt und versteht die Gedichte.

Geraldine macht ganz schmale Augen:

- Welches Gedicht verstand der Ingenieur?

- „Im Wolfsberg vor dem Tore“, meldet Gobeline verträumt.

In der folgenden Nacht hört Gobeline durch das offene Fenster ihres Zimmers aus dem Stockwerk, dass jemand allein in Geraldines Zimmer spricht, dass im Parter liegt, wo diese auch mit offenen Fenstern schläft.

- „Im Wolfsberg, vor dem Tore, da steht der Lindebaum, ich träumte in seinem Schatten den ersten Liebestraum...“

- Scheen, scheen, seuftzt Geraldine über ihre eigene Rezitierung und dann weiter:

- Es klingt... Was klingt? sucht Geraldine. Es klingt, tobt sie herum.

Gobeline schluckt eine Baldrian-Pille und trinkt ein ganzes Glas mit Wasser gefüllt aus, damit es nütze. Plötzlich schreit Geraldine durch's Fenster hinauf:

- Was klingt?

Gobeline schlummert schon. Sie eilt zum Fenster:

- Was soll klingen?

- Na, in Wolfsberg!

- Nix klingt in Wolfsberg.

- Vor dem Tor.

- Gua nix.

- Der Lindenbaum.

- Der rauscht, er klingt nicht.

- Tes weiss man, ihr Dichter seid's ja nicht normal!

Da fällt Gobeline ein, dass ihre Freundin vom Wolfsberger Gedicht spricht:

- „Es klingt wie eine Sage“, sagt sie.

- Wunderbar, wiederholt dreimal Geraldine besonnen: es klingt wie eine Säge.

Gobeline schließt jetzt das Fenster, sperrt die Tür des Zimmers ab, schluckt noch ein „Calmogen“. Über die Täler und Wiesen herrscht Ruhe. Der Leser kann hoffen, dass sie wiedermal in ihrem geliebten Bergland den Schlaf der Gerechten schlief.

### Es waren die letzten Ferientage am Abhang

Gobeline und Geraldine sind total ausgeruht. Sie sprechen laut auf ihrer Terrasse bis nach Mitternacht. Ich höre jedes Wort, ohne mich anzustrengen.

Geraldine befiehlt:

- Nimm ein Blatt Papier und schreib auf, was wir brauchen, wenn Valy morgen anruft und meldet, er bleibt 2 Tage mit Dorothe und Raul. Ich muss doch kochen... Schreib: Soll und Haben! Bei Soll: Brot, 2 Melonen, Früchte, Paradeis und was ihr noch wollt. Bei Haben: 2 Hähndel-

schlegel, Knochen für Suppe, Paprika, Salami, Telemea, Speck, Eier...

Gobeline wiederholt laut:

- 2 Hühnerschlegel...

- Schrei nit so laut, schimpft Geraldine. Die hungrige Jugend vom Bach bringt uns in der Nacht um. Die haben nix zu essen.

Gobeline wiederholt leise:

- 2 Krautköpfe, einen Kürbis, Möhren, Zwiebel...

- Na schön, kommentiert Geraldine aufgeregt. Jetzt kannst laut schreien, tes mit tem Zwiebel und tem Kürbis. Die sollen's hören bis zu tem „Forestier", und ruft: Un an großen Kohlerabi!

Plötzlich geht ein Gitarrenspiel auf der Wiese neben dem See los. An die 50 Stimmen singen Lieder, die aus allen Elim-Häuser der Neugläubigen ertönen.

- Das ist amerikanischer Jazz mit religiösen Versen gemischt, bemerkt Gobeline.

Geraldine aber meint zu wissen, dass die Jungen sich bald in den Wald begeben werden und sich dort verlaufen ... (sie kichert).

- Aber wer weiß, wer da mitgeht, ruft die romantische Gobeline. Niergends a Licht, überall finster wie in einer Kuh.

- Tes is ja das Scheene! frohlockt Geraldine. Mir zwei können uns zwischen tene mischen und kaner bemerkt, dass mir auch im Wald dabei sein. Wir gehen in der Nacht als Katholikinnen in den Wald und kommen als Jehovas Schwestern in der Früh raus.

Die zwei lachten so laut, dass selbst der Neumond als schöne Sichel aus den Wolken erschien und uns sein Geleit gab.

***Aufgezeichnet im August 2006, 12 km von Franzdorf entfernt, 2 km oberhalb des Crivaia-Sees, irgendwo am Semenik-Abhang.***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 10 / 2006***

# Fröhlich feierndes Banater Bergland. Nachklänge zur XVI. Kulturdekade

Wenn die XVI. „Deutsche Kulturdekade im Banater Bergland“ durch ihre Festlichkeiten alle bisherigen übertraf, so war der Humor und die Gelassenheit der heimatstreuen Bergländer von der Gegenwart hoher Persönlichkeiten nicht eingedämmt, denn man lebt unter den Bergen und Wäldern des Semeniks unter dem Leitmotiv „mia sein mia”!

So kam es, dass schon im schönen Herbstmonat September Einladungen bei mir eintrafen, sowohl als Brief, als auch per Anruf.

Die originellste Einladung war, und sie wird es für immer bleiben, jene des bekannten und tüchtigen Vorsitzenden des Deutschen Forums aus dem Bergland, Erwin Josef Ţigla.

Sie lautete: „Liebe Edith, kumm am 6. Oktoba angfuarn, tenn mia wolln tia tes Kreiz (gemeint ist das goldene Verdienstkreuz aus Ősterreich) auf ta Brust legn”. Jeder, der rumänisch spricht, weis, was „i-a pus crucea pe piept” bedeutet. „Willst a Basilicum oda an Asparagus dazu? Ta Franz-Stürmer-Chor singt tia unt ti Familie Dr. Garoiu kennst sowieso persenlich (Dr. Garoiu war der Legist-Arzt in Reschitza)! So tass alles vuarbereitat is”. Wie soll der Heimattreue nicht so einer Aufforderung folgen?...

Kaum ist der gute Mensch in Steierdorf ausgezeichnet worden, die Kapelle „von der Groeben” hat ihm schon „Hoch soll sie leben!” dazu gespielt, nach der wahrhaft festlichen Verleihung des goldenen Verdienstordens werde ich aus dem Saal von den Reportern von Bukarest TVR 2 gerufen, damit draußen am Kirchberg die herbstliche Bergland-Landschaft als Kulisse diene.

Die Herren aus Österreich werfen galant Händeküsse zu, die Damen Küsschen. Nachdem der Saal passiert wurde, stehen im Vorraum meine Heimatstreuen (Jugend und Reschitzarer, Orawitzaer und Steierdörfer). Sie rufen fröhlich: „Bravo! La mulţi ani!, schön gesprochen, Frau Edith!“ Auf einmal ruft einer hinter der Menge ganz laut: „Es lebe die Frau Colibanschi!” („coliba” heißt rumänisch „Hütte aus gestampfter Erde”). Bestimmt war es gut gemeint...

Man wird auch zur Lesung nach Reschitza geführt. Der Saal: wie immer voll. Zwei große rote Paprika lauern als Geschenk neben den weißen Nelken auf dem Tisch - ein Präsent des „Damenkränzchens”.

Nur zwei Herren rauchen noch im Hof des Forumsgebäudes. Auch Frau Dr. Ada Cruceanu nimmt Platz. „Antena 1" ist mit der Kamera bereit. Da wird Prof. Gertrud Maria Ingeborg Bähr nervös und schreit über alle Köpfe ihrem Gatten im Hof zu: „Hei, riehr tich, Hugo, was stehst teppat im Hof rum! Es wird gelesen!"...

Auch beim Mittagessen in einem Festsaal in Bosowitsch (an die 250 Gäste zugegen), wird es einer Reschitzarer Dame zu dumm wegen des langen Wartens. Sie klopft aufs Weinglas und ruft in Richtung Küche: „Was macht Ihr tuat? Rupft Ihr jetzt erst teni Hendln die Fedan raus? Hea mit ta Suppn!" Erstaunlicherweise wurde in 5 Minuten die Suppe aufgetischt.

Übermüdet steigen wir spät abends unter den Strahlen eines großen Herbstmondes in die Kleinbusse. Ich kann den Blick nicht von dem Mond wenden, der mir Poesie und Wehmut einflüstert. Ein Herr aus der Schweiz will mir noch „Auf wiedersehen" sagen und klopft an die Fensterscheibe. „Lassen's ti Frau Cobilanschi jetzat in Ruh! Ti is jetzat mondsichtig. Bis sie wieder aufwacht, bitte sie nit vaschreckn! Sie kann auf anem Aug plind bleibn oda anem Ohrwaschl tearisch wearn unt tes wär schad." Der Herr aus der Schweiz macht kehrt und die Reschitzarer Herren freuen sich: „Ten ham' mir abgschreckt".

Das „Banater Bergland"-Trio hat, wie immer, Erfolg. Ich bemerke galant, dass die 3 Herren viel besser als im vorigen Jahr aussehen. „Ja", meint der Herr Ruzitcska, „mia sein so scheen gwordn, seit mia nix meahr trinkn. Ta Dokta hat uns gsagt, wenn ma uns tranhaltn, wea'ma wieda jung. Tes woll ma jetztat: du wearst staunan, wenn mia trei mit tia im nächstn Somma in Wolfsberg zamkumman. Aba vielleicht sein mia so jung, tass tu uns nimmea kennst. Ich wear als Kennzeichn a leari Flaschn in ta Hand haltn unt ta Koartschi a Kuhglockn um ten Hals. Tie Jugend is imma ibamietig".

Mögen unsere Bergländer ihren Humor niemals verlieren!

*Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 62 / 2006*

## Heimat, deine Wege

Heimat war das Elternhaus
mit dem schönen Blumengarten,
wo das ewig Bienesummen
schläferte den Müden ein;
Moos wuchs zwischen dem Gestein
und es rauschte in dem Brunnen.
Man erzählte sich auch Sagen,
die heut mit dem Haus begraben,
dass an jener Feuerwand
man noch sehe eine Hand
eines Heimkehrers von weit;
Unruhig waren die Nächte der Zeit.

Eigentlich ist alles Sage
was zur Heimat mal gehörte:
Duft des Waldes, der betörte,
Wiesen blumenreich und weit,
Glockenklang zur Vesperzeit,
Plauderstündchen spät am Abend
und der Ernten reiche Gaben.

Heimat, schenk mir noch die Wege
Zwischen Autolärm und Müll,
die ich immer wieder gehe.
Lass mir Denkkraft und Gefühl,
damit einen Mohn ich fände,
den ich dir in Bücherspende
als ein Lesezeichen gäbe;
Lass mich stets gehen deine Wege!

***Januar 2007***

## Nachruf auf das Ableben einer Wolfsberger Bäuerin

Vroni Tremml, geb. Schmidt, war nicht nur eine fleißige Wolfsbergerin, so wie sie uns alle bekannt geblieben sind, die Wolfsbergerinnen, sie war die Vroni-Tante, die, sobald der Sommer die Berglandhöhen streifte, auf ihre „Luftschnapper“ wartete. Jeder wurde in der Einfahrt des Hauses von Nr. 81 herzlichst mit den Worten begrüßt: „Haben mir schon auf eich gwartet!“ Ja, sie war eine Ersatzmutter oder eine Ersatzoma für jene, welche keine von den beiden mehr hatten. Die einzigmalige Mütterlichkeit und Selbstlosigkeit prägten die Frau durch die vielen Schicksalsschläge, die sie während ihres Lebens heimsuchten.

Mit 17 Jahren wurde sie nach Russland deportiert, obwohl man Jugendliche nur ab 18 Jahre aushob. Vroni-Tanti ersetzte wahrscheinlich die Tochter einer reichen Familie für die bezahlt wurde, um dem Unglück zu entkommen.

Als sie heimkam, waren keine Burschen aus ihrer Generation ledige Männer, so dass sie nach Lindenfeld den Lorenz Tremml heiratete. Sie war über 30, als die zwei Kinder, Andres und Marga zur Welt kamen. Der Vetter Lorenz starb, als die Kinder noch Schüler des Dorfes Wolfsberg waren, so dass Vroni-Tante mit ihrer Schwiegermutter, die bekannte Resi-Nadl (Oma) die Wirtschaft führten und das steinige Feld bebauten. Als Tochter Marga heiratete, spannte sie die Pferde vor den Wagen, den sie mit Mehl, Zucker, Eier, Fleisch belud und fuhr nach Wolfsberg, damit diese „mit erhobenem Kopf bei der Hochzeit am Tisch sitzen kann.“

Lindenfeld musste bald aufgegeben werden, weil von dort alle Bauern aussiedelten. Vroni-Tante zog mit ihrem Pferdewagen, beladen mit wunder was, einer alten Schwiegermutter und einem minderjährigen Sohn in Wolfsberg ein. Das Haus von Nr. 81 gehörte ihrem Onkel, der es ihr vermachte, ohne schriftliche Belege. So kam es, dass nach 1990 der damalige Bürgermeister der Gemeinde Weidenthal ihr 13 Millionen verlangte, um sie Besitzerin zu erklären. Vroni übergab die freien Zimmer den Touristen für die Sommerzeit, ausgenommen die Wochen „wenn die Edith-Tant kommt und schreibt“, und zahlte Jahrelang das Haus, das ihr gehörte, nochmals ab.

Der Sohn Andres zog mit der Jugend nach Deutschland, wo ihm das Geld nicht reichte. Er borgte folglich Geld, kam heim, aber die

Borger standen eines Tages vor Vronis Tor. Sie versteckte den Sohn auf dem Boden und verteidigte ihn und ihren Hof mit der Mistgabel, in der Einfahrt allein stehend.

Es kam noch Böseres. Der Sohn befreundete sich mit allerlei Menschen aus den Nachbardörfern, die es nicht gut mit ihm meinten. Nach seinem schrecklichen Tod - er war erst 27 - munkelte man über eine unglückliche Liebe für eine junge Frau aus dem Dorf Poiana. Genug darüber, denn er verfiel der Trunksucht, die zu bösen Ausbrüchen führte. Vor einigen Jahren fand man ihn nach Suchtagen erfroren im Hochwald; es war Januar und eine hohe Schneedecke bedeckte wie immer das Semenik-Gelände. Angeblich suchte auch Vroni-Tante auf ihr bekannten Wegen genau wie eine Vitoria Lipan in dem bekannten Roman „Baltagul". Sie, Vroni, suchte aber nicht nach Gründen oder Tätern. Sie beerdigte den geliebten Sohn am Rande des Friedhofes und besuchte das Grab nicht. Wenn ich es im Sommer mit Blumen und Kerzen schmückte, hielt sie mir die Hände dankend fest und schaute mich lange mit sprechenden, müden Augen an. Oft irrten ihre Blicke in Richtung Wald, danach seufzte sie und meinte „Wenn wenigstens ter Victor (gemeint mein Sohn) tät kommen".

Es waren die Jahre, in welchen zwei Mutterherzen mit gemeinsamen Sorgen sich trafen; mein Sohn war weit, ihre Tochter Marga erkrankte an einer unheilbaren Krankheit. Sie, die Vroni-Tante, nahm die Sense und ich den Buckelkorb, worin Papier, Bleistifte und eine Decke lagen.

Vroni war mein seelischer Mentor, sie griff weit mit der Sense aus und feuerte mich an „schreiben's, Tante, schreiben's. Die Leit solln wissen, wo tes Banater Wolfsberg ist und wer mir Wolfsberger sein!"

Heute weiß man über Ländergrenzen, dass es ein Wolfsberg gibt mit einer Rizi, einer Vroni, dem Nachbarn Hermann, die leutselige Wawi, den witzigen Gang (Wolfgang), den ewig trinkenden Wirten Heinz vom Motel „Austria" und den übergescheiten Paşcalău von der Gozna (Gotschna).

Vroni-Tante nahm ihre kranke Tochter in ihr Haus, weil sie eine Bürde für die Schwiegereltern wurde. Auch ihre ältere Schwester nahm sie zu sich, auch der Emil-Bruder aus Deutschland verbrachte bei ihr jährlich schöne Wochen und selbst der Bruder aus Österreich erschien in der Einfahrt der Vroni, um noch einmal die alte Heimat zu begrüßen.

Wenn das Haus von Gästen voll war und die Vroni-Tante doch Zeit fand, mit uns unter der angedichteten Linde zu sitzen, meinte sie: „Wenn tes Haus bis in die Schein (Scheune) voll is mit Leit, Platz fier (für) den Erwin Josef Ţigla und fier Enk find ich immer“. Auch sie, die Vroni-Tante von Wolfsberg hat sich für immer einen Platz in unseren Herzen erobert.

Sie ruht seit Wochen auf dem „vom Schneewind verwehten“ Friedhof: der Lindenbaum „vor dem Tore“ wurde gefällt, der Ausblick von der bekannten „Kuchel“ wurde verbaut von dem Motel „Sus în sat“, das reichtragende Himbeergestrüpp gerodet, das langgestreckte Haus von 81 wird verkauft, die üppig blühende Gartenwiese wahrscheinlich parzeliert und auch verkauft, und Gott bewahre, der alte knarrige Apfelbaum, unter dem ich mit meinem Sohn noch vor Jahren erzählte und im Oktober 2006 mit der Forumjugend aus Reschitza saß, wird auch seinen Mythos als Baum mit positiver Energie verlieren und entwurzelt werden.

Eine Frau ging ab und mit ihr verlieren wir so vieles, was unseren Lebenskampf in all den Zeiten verschönerte.

Leb wohl, Vroni-Tante, und wir versprechen, im Sommer bringen wir dir den schönsten Margareten-Blumenstrauß.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe” Nr. 3 / 2007***

# Zu früh geboren.
# In memoriam einer Heimatstreuen

Rose war viel zu früh geboren, ich glaube, schon 1924, d.h. sie hatte noch kleinere Chancen als wir, die 1937, 1938, 1939 Geborenen, glücklich zu werden. Waren wir als Kleinkind ein Balast für unsere Eltern, die aus dem zerbombten Bukarest nach Siebenbürgen liefen und von hier, weil man dort zu enteignen begann durch die neue Regierung, ins Banat, so gehörte Roses Generation zu den späteren Russland-verschleppten, die den Begriff „Jugend" damals vergessen mussten.

Was wird sich der Lugoscher Kaufmann gedacht haben, als er seine Tochter Rose taufte und die zweite Tochter Imelda? Ein einfallreicher Mann war er oder ein selbstsicherer - seine Töchter werden schön sein und begütert und werden eine glückliche Ehe führen. Wahrscheinlich wiegten sich alle unsere Eltern in diesen Träumen, denn die meisten waren vor den beiden bösen Weltkriegen geboren, die eine Welt aus den Angeln hoben. Ja, einige von diesen Eltern waren zur richtigen Zeit geboren, manche zu spät und wir, die wir noch Gedichte schreiben und dem Feind ins Gesicht schauen müssen, wir sind zu früh geboren. Man müsste hier überlegen, warum der silberne Löfel, der traditionsgemäß uns in die Wiege gelegt wurde, nichts nutzte. Zu materieller Sicherheit gelangten nur jene mit übermäßig harten Ellenbogen. Es nutzte aber das Buch, das wir dazugelegt bekammen, damit uns der Wissensdurst überkäme, sobald wir auf zwei Beinen stehen. Auch die Blume, ein Buchzeichen, nutzte uns, denn wir sind genug gefühlsvoll, dass wir die Blumen blühen und die Bäume wachsen sehen.

Rose lag bestimmt zwischen Silberlöffel, Buch und einer Lilie, denn sie war schön, spielte himmlisch Klavier und später die Orgel in Kirchen und im Temeswarer Altenheim. Man bedenke, die zarte Frau mit großen rehbraunen Augen hatte Kohlen geschaufelt und Wagonetts geschoben in Russland und kam doch heim und vergaß das Klavier-spielen nicht.

Wie alt war sie 1990? Vielleicht 68? Wer weiß? Sie sah gut aus, wie Frauen, die mal eine Scheinehe führten und keine Kinder haben, denn Kinder bedeuten Opfer und Sorgen. Alles eins, wie alt sie war - Rose war von Hoffnung erfüllt, dass jetzt, aber jetzt wird die Schmach

der Vergangenheit gesühnt, jetzt werden wir unsere Banater Heimat in ihrem alten Glanz erleben oder wir suchen uns unseren vohlverdienten Platz in der Heimat unseren Ahnen wieder.

Rose bewohnte eine schöne Wohnung, hinter einer Hochschule gelegen, im Zentrum der Stadt: mit Bildern in ovalem Rahmen, guten Büchern und einem gut gestimmten Klavier. Wir hörten ein Kleidermann-Stück und dann erzählte Rose von ihrer Liebe, die einzige die sie seit jenen Russland-Jahren mit sich trug. Man stellte keine Fragen, so dass ich mich nicht erinnern kann, ob der Mann ein Reichsdeutscher, ein Deutschpole, ein Deutschböhme war oder weiß welcher anderen unglücklichen Nation jener Jahre angehörte. Dass man während oder in einer Todesfuge lieben kann, begriff ich nicht und doch sprechen psychologische Kentnisse dafür, dass in diesem Falle die Liebe besonders intensiv ist und einprägsam für Seele und Charakter. Kurzum, der Mann wurde nach seiner Rückkehr aus der Deportation Polizist, ja selbst Polizeichef in einem deutschen Städchen. Fragt nicht, ob im Westen oder Osten Deutschlands. Er heiratete auch und hatte eine Tochter. Und die Frau starb und der Mann war allein und wir feierten das Jahr 1990 und niemand erschoss nie mehr einen, der nicht tüchtig zahlte an den Grenzen.

Es kamen Briefe an uns alle. Eine Fachlehrerin bekam Briefe worin zu lesen war: „Hier könntest du in einem Kindergarten die kleinen etwas lernen" („Maikäfer flieg", „Fuchs, du hast die Gans gestohlen"), oder gar von näheren Verwandten: „Komm und ruh' dich hier zwei Wochen aus. Da ist ein Fleischer neben uns, der macht ganz feine Bratwurst. Die Minki führt dich ins Fitnessstudio".

Rose bekam aber den Brief, worin stand: „Ich sehne mich so nach dir, meine liebe Kleine", und das nach 40 Jahren.

Rose blühte auf wie alle Rosen im Mai zu blühen beginnen und im Juni zog sie mit frischen Dauerwellen in Richtung Westen, denn sie ahnte bald, dass ihr erwünschtes Banat ein Traumbild bleibt und in seinem alten Kontext kein „rediviva" hat. Die Hoffnung, die erwünschte Heimat zu finden, stand ihr in den Augen geschrieben und lag ihr auf den Lippen. Sie kam nach drei Wochen heim. Ihre Beichte hat für mich den Wert, den eine Beichte eben hat, so dass ich sie nicht preisgebe.

Wir saßen im Botanischen Garten, wo die Bäume im September besondere Farben annehmen und sie schlussfolgerte: „Wir sind zu früh geboren. Ich hätte an einem Konservatorium Klavier studiert, den

Mann geheiratet, den ich liebte, ich wäre gesund geblieben und hätte Kinder gehabt, mein Elternhaus in Lugosch hätte ich..."

Ich unterbrach sie und sagte schelmisch: „... und ich hätte in Wien studiert, wofür meine Eltern das Geld schon bereit hatten und was glaubst du, Rose, wer mich auf einem Studentenball entdeckt hätte? Der Herr Hofrat in Person und ich wäre einen Sommer auf der Insel Korfu gesessen neben dem Achileum und nicht im Wolfsberger Garten, auf dem Nudelbrett der Vroni-Tante über die Wege einer Heimat schreibend".

Rose lachte laut und meinte, ich möge Humor und Ironie bis auf mein Ende bewahren, was ich ihr nach ihrem traurigen Ableben - sie brach auf der Straße zusammen - verspreche, als eine „zu früh Geborene" einer anderen „zu früh Geborenen."

***Osterwoche, 2007***

# Waldrain am Crivaia-See

***Für Freundin Gerda,***
***Besitzerin des Ferienhauses in Bolnovăţ***

In den Baumwipfeln bläst kein Wind.
Kein Autohuppen, kein schreiendes Kind.
Auf der Alm dort ein blank-weißer Stein,
Ein Findling der Höhen, vergessen allein.

Johannisblüten, sonnig, am Waldesrand,
gesäht von keiner Menschenhand,
und jetzt ein heftiges Klopfen aufs Brett.
Wer wird hier gerufen und wozu geweckt?

Ein Bellen der Hunde, fern und heiser.
Vielleicht gibt es unten Menschen und Häuser...
Ein Hirte ruft jetzt seine Schafe, ein Pfiff,
der Mann hat seine Herde im Griff.

Dasselbe Bild seit tausend Jahr,
derselbe See; das Wasser dunkel und klar.
Die Zeit wird anders gemessen hier.
Der Raum wirkt unendlich, ohne Feinde und Gier.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 64 / 2007***

## Geburtstagsfeier in der Heimat

Möge jeder sagen, was er sagen will; in der Heimat wird Geburtstag dermaßen schön gefeiert, dass man nach einer Stunde nicht weiß, wer das Geburtstagskind ist und überhaupt wie alt er / sie geworden ist.

Ja, wenn eine Dame das 65. Lebensjahr überschritten hat, so bleibt sie bei dieser Jahreszahl noch 10 Jahre stehen. Man hebt also das Glas vom Anbeginn auf die 65 verstrichenen Lenze und singt in den bekannten Banater Sprachen (Deutsch, Ungarisch, Rumänisch, manchmal auch Serbisch) das „Hoch soll sie leben“ mit.

Ganz anders wird Geburtstag über unserer westlichen Grenze gefeiert. In Budapest z.B. feiert die „bessere Welt“ im Mátyás-Pince, wo bei einer erlesenen Borospalack (Weinflasche) und einer gefüllten Kacsa (Ente) oder Pulyka (Truthahn) die ganze Szomorúság (Trübsal) vergessen wird. Unbedingt muss dazu der Sándor-Cigány (Roma) auf seiner Geige Lieder aus der Zeit des Ersten Weltkrieges und womöglich zuvor spielen, als es noch ein Großungarn gab, z.B.: „Weine Mutter, weine kläglich, einen Toten hast du täglich“, denn geweint muss werden, obligat, wenn auch gleich darauf getrunken, gelacht und geküsst wird.

Über Geburtstagsfeier in Österreich. Während derer darf die Gefeierte das Schlössel von Mayerling besuchen, auch die Kaiserpromenade in Bad Ischl oder die Kapuzinergruft, falls sie geöffnet ist, denn das Leben ist ein Rausch zwischen unglücklicher Liebe, Glanz und Gloria und danach gleich das tiefe Schweigen und die Würde des Todes - darüber aber soll man nicht zuviel erzählen, unsere Auswanderer haben es eh in Massen im Blickfeld, das „Land begnadet für das Schöne“.

Ja natürlich wird in Deutschland, z.B. in Freiburg Geburtstag üppig mit Schwarzwaldtorten, die in Sahne schwimmen, gefeiert. Auch der Kaffe hat Sahnehäubchen und neben dem Likör steht auch ein Tellerchen mit Sahne. Eine rotbäckige Tante flüstert dem Gast, der aus der alten Heimat für zwei Wochen in jener Stadt sitzt und auch nach Straßburg hinüber will und das Lichterfest erleben wil: „Wir leben wie die Made im Speck“. Darauf wiederholt selbstgefällig der ganze Tisch „wie die Made im Speck“ - ein Vergleich, von unseren guten Schwaben geprägt. Touristen reisen meistens im Sommer, also bei Hitze, dabei prägt sich im Gehirn das Bildnis der fetten Made ein, die sich im fetten Speck

wälzt und vor den Augen mit der zerflossene Sahne sich vermengt mit viel Schokolade und kandierten Kirschen dazu. Außerdem wird breit berichtet wer inzwischen gestorben ist und welches brave Schwabenmädel hat welchen braven Schwabenjungen, beide - o wie schön - aus Andres oder Merzidorf oder gar, schau nur schau, aus Billed stammend, geheiratet.

Wie anders verläuft alles auf heimatlichem Boden! Zwei Tage vorher wird man eingeladen mit dem Befehl: „Iss nichts bis 1h Mittags. Kriegst Bohnen mit roten Zwiebeln (Rumänisch: *fasole bătută*) mit Schweinshaxen, Auberginensalat und anderen Salaten mit Maiskörner, Eier, Oliven usw.“ - was die müde Galle nach Jahren Soya-Salami und Haferkaffe in Aufruhr bringt. Darum wird der Mensch auch gleich beruhigt: „*Anghirol*, *Lizadon* und *Colebil* habe ich, bring auch du eine anti-Gallenkrise Arznei mit.“

Der Gast erreicht also die 4. Etage eines Turnblocks auf der Schaager-Allee mit Anghirol bei sich, Blumen, Südfrüchten und einem Buch von Dan Brown oder Agatha Christie - demnach. Aus der wunderschönen Wohnung der Gerda Szabó Năstăsoiu, Sinnbild des Banats und des Unio-Trio-Nationum erklingt „Vilja, o Vilja, was tust du mir an, tief seufzt ein liebkranker Mann“. Man erkennt sich im Vorraum des Tageszimmers (Speisezimmer gibt es keine in den sozialistischen Wohnungen) und spricht in 4 Landesprachen seine Freude über das Wiedersehen aus.

Judith, die Frau eines bekannten Rechtsanwaltes der Stadt, erneute Besitzerin der Villa ihrer Eltern vis a vis Rosenpark, sitzt am Tischende und klagt: „Mädels, Mädels, ihr seid alle Witwen, nur ich nicht. Wehe uns, denn wer uns jetzt heiratet, der tut es nur aus Interesse und man bedenke, wie schön wir mal waren“.

Die Dame neben mir ist Witwe eines Fliegeroffiziers und hat eine bessere Rente, gemeint Witwenrente, als manche von uns, die ein lebenlang gelernt und gearbeitet hat. Das nervt die Doktor Delia zwar nicht, aber sie klopft energisch auf den Tisch und erzählt, wie ein rauschender, schäumender Mühlbach, von ihren 16 Pendlerjahren und von dem Haus mit 16 Zimmern an der Kreisch (Chişinău-Criş), das sie als Kind mit Familie verlassen musste, auf den Bărăgan zwangsweise deportiert seiend. Judith hat ihr großes Schnapsglas geleert und frohlockt, dass sie nur zwei Jahre gependelt ist. „Aha“ schreit eine Dame „dein Mann, der hat seine Vorteile gehabt, der hat dich rausgerissen aus allem“.

„Edith“, feuert mich Gerda an, „erzähl du aus deinem Curriculum vitae.“ (sie sagt absichtlich vitae, wie unsere ungeschulten kommunistischen Aktivisten es mal sagten). „Lass mich doch essen“ wehr ich ab „ich werde ein Buch schreiben (greif nach dem Glas), *Schulmeister im Osten*. Kauft es und liest es“. Die Damen füllen ihre Teller, schmatzen genüsslich und freuen sich über den „Schulmeister“. Mit vollem Mund bemerkt man, es sollte „Schulmeisterin“ heißen. Klingt nicht gut; auch Staatsmann wird keine Staatsfrau, Obmann keine Obfrau, Landeshauptmann keine Hauptfrau. „Schulmeister“ hieß der Lehrer im Mittelalter und der Titel soll schon auf die mittelalterlichen Bedingungen in der Schule hinweisen.

Alle essen, alle trinken und alle sind sich einig, dass ich es mit der Partei „România Mare“ zu tun haben werde. Damit beginnt die politische Debatte. Die Damen sind auf dem Laufenden mit allen Geschehnissen dieser turbulenten Zeiten. Dasselbe Thema wird aber nur 5 Minuten behandelt, solange die Mehlspeisen herumgereicht werden, dann gleitet wieder jede in ihr Lieblingsthema zurück. Wie es sich anhört, leidet jede unter einer Obsession: Die Doktorin spricht von korrupten Rechtsanwälten, von Häusern und Feldern, die ihr gehören sollten, die Fliegerwitwe von gefährlichen Landungen in der einstigen Sowjetunion und in Dubay, die Englischprofessorin, Frau des Rechtsanwaltes, blickt die empörte Ärztin an wie ein Kaiman, der einen Frosch hypnotisiert. Gerdi spricht von ihrem Haus am Semenik und ihrem schönen Enkelsohn und ich notiere auf einer Serviette den Anfang eines Psalmgebetes, das als Lesezeichen in einer „Aktuellen - exklusiv“ liegt. „Herr, deine Güte reicht, so weit der Himmel ist. Du lässt deine Sonne scheinen über Böse und Gute.“

Gern möchte ich auch die Damen aufklären über das Letztgelesene im „Feng-Shui“-Büchlein; dass z.B. ein Aquarium mit Fischlein darin den Aufstieg in der Karriere fördert. Die Damen wollen um Himmelswillen keine lebendigen Fischlein im Haus, die sowieso bald „krepieren“ würden, da die Witwen wenig zu Hause sind, sondern bei Verwandten auf dem Land, bei Bekannten in den Vorstädten Temeswars, sie sitzen auf einer Caféterasse, besuchen alle Theaterpremieren, haben im letzten Jahr 5-mal „Traviata“ gesehen und gehört, schließen Bekanntschaften, sprechen, lachen, weinen, gestikulieren - was hier in Temeswar niemandem auffällt. Man braucht hier keinen Psyho-

Terapeuten, alles hält sich allein über dem Wasser durch Komunikation und keine freie Denkstunde.

„Mädels“ sag ich endlich „Mädels, ich befürchte, wir werden ein Volk, das wenig denkt“.

„Vielleicht deine Schüler aus der XII. denken nicht mehr - wir denken!“ protestieren alle. „Z.B. denkt daran, dass ihr nächste Woche vis-a-vis Rosenpark eingeladen seid“.

„Ach, quatsch! Ich denk an das Requiem für meine Mutter in der Katharinen-Kirche. Das ist doch traurig“.

„Du bist gar nicht traurig. Denk, dass du im Sommer wieder mit ein paar treuen Bergländern nach Österreich fährst. Mensch! Heimatsboden unter den Füßen! In 6 Tagen bist du aufgetankt für 1 Jahr“.

„Was heißt bei euch Heimatsboden? Ich steh niergends mehr auf einem Heimatsboden: Wolfsberg ist ein anderes geworden, die romantischen Temeswarer Weingärten sind ein schmutziges, armseliges Blocksnest geworden und Österreich wird bald Abstand nehmen von uns, wenn manche...(Pause) mit dem EU-Gesetz dort einfallen, wenn auch nur in Transit“.

„Wir sind Banater! Mensch, das ist ein Siegel, ein Wertezeichen.“ Judith steht auf um laut zu verkünden, dass ihre Großeltern schon auf der Rosengasse wohnten. „Die Gräfin Trasser war meine Taufpatin“ schreit Gerda. „Der ganze Platz an der Hl.-Maria-Haltestelle gehörte ihr“. Jetzt wird gestritten und die Treue für unser Temeswar wird heraufbeschworen.

Eine Dame muss ein „Anghirol“ schlucken wegen üppigem Essen und Aufregung. Sie verschwindet für Minuten und kommt wieder mit einem Fotoapparat: „Mädels, schminkt euch, macht euch schön, wir verewigen den Augenblick!“

Es war wieder ein besonderer Nachmittag. Nichts geht über wahre Freundschaft. „Edith, sag du etwas Schönes über Freundschaft“. Ich zitiere Adalbert Stifter:

„Wenn die Jahre wachsen, erkennt man den Wert der Freundschaft immer tiefer“.

Ach, meine Lieben, Heimat bleibt Heimat, wenn auch die alten Temeswarer, die Wolfsberger von den Höhen, die Wege unter Linden und Fliederduft vom Winde verweht sind.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe” ,Sonderbeilage Nr. 64 / 2007***

# Die Frau dort

***Meinen Feinden***

Schau, die Frau dort spielt nicht Schach
und spricht niemals von Weh und Ach;
Lenkt nicht mal einen Wagen,
versteht nichts von Soll und Haben.
Schau, die Frau dort schreibt nicht auf E-Mail
und ist doch immer in größter Eil'.
Sie sagt „Bratkartoffel" und nicht „Pommes frites"
und tanzt nicht auf Lambada-Hitt.
Ah, die Frau dort regt mich auf;
sie nimmt keine Schwächen der Menschen in Kauf.
Sie urteilt und will keine Fehler vergeben.
Man befürchtet, sie wird noch lange leben.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 64 / 2007***

## Welche ist die Schönste… hier?

Es ist sehr warm. Alle Sommer sind jetzt heiß. Auch in Nürnberg auf dieser Bank neben dem Wördersee mit den vielen Wildenten, im Bogen links das hohe Schilf ... ist es sehr warm.

Da kommt ein bekanntes Gesicht in der unbekannten Stadt, sagt „hallo“, lächelt, und dazu: „Bist du die Mutter Edith?“ Pause. Sie fügt hinzu „aus Timiswara“? Aber keine Ex-Schülerin. Die würde „Temeswar“ oder „Timişoara“ sagen.

„Du bist also eine Nürnbergerin und kennst mich?“

„Das bin ich nicht. Ich komme aus Minsk. Eine schöne Stadt mit vielen freundlichen Menschen, die alle Kollegen oder Nachbarn sind und solche wie du sind Mutter.“ Dumm muss ich dagesessen sein, denn ich kann nicht verstehen, wieso das Mädchen oder Fräulein - sie muss 15 oder 16 sein - mich beim Vornamen nennt, ein gutes Deutsch spricht und aus Minsk kommt. Ja, sie tut so als ob sie jetzt, aus Minsk kommend, aus dem Bus ausgestiegen wäre.

Über das blonde Haar möcht ich ihr streichen, aber das darf ich in Nürnberg nicht; das heißt „Belästigen“ oder „Jugendliche verführen“. Solche Gefühlsäußerungen sind erlaubt nur bis Passau, d.h. in Österreich noch, wo man sich „pusseln“ darf. Gott bewahre, man beginnt die Kinder der einstigen Schüler zu küssen in Regensburg. Und doch alles Europa und vereint.

Das Mädchen hält den Kopf zur rechten Schulter geneigt und erläutert mir:

„Ich bin Swetlana; die vor 3 Jahren im selben Stadthaus mit Ihrem Sohn wohnte. Ich lernte Fahrrad fahren als du für 2 Wochen hier weiltest und Sie sagten damals: *Schau aufs Vorderrad, dann kippst nicht um.* Wir staunten, Mama und ich, dass du so schnell wieder weg warst. Unsere Onkeln und Tanten bleiben gleich 3 Monate hier. *Meine Mutter ist tätig* sagte Herr Viktor („Victor“ war das einzige Wort, das sie noch russisch aussprach), und er sagte auch, du wohnst in Timiswara. Mutter sagt, dass ist irgendwo unten, nicht weit von der Donau. Wir nannten Sie *die Mutter Edith aus Timiswara*. Meine Schwester wollte nicht glauben, dass du unterrichtest. *So eine liebenswürdige Frau unterrichtet!* sagte sie.

„Und wo wohnst du jetzt?“ frage ich kopfschüttelnd.

„Noch immer dort. Herr Viktor soll jetzt da neben dem See wohnen - schön hier. Aber nicht so schön wie in Minsk.“

„Ist Minsk nicht eine Arbeiterstadt?“

„Ja, aber dort kann man auf der Straße spielen und die Leute kennen sich.“

„Seit wann bist du hier?“

„Die erste Klasse habe ich hier begonnen. Mutter ist Krankenschwester und hat einen Posten bekommen. Weißt du, ich besuche eine Realschule. Verstehst du?“

„Ich verstehe. Die Dummerjane besuchen die Haupschule und die Cleveren, wie du eine bist, die Realschule.“

„Du bist auch clever, aber nicht cool. Ist man bei euch cool?“

„Sehr cool muss man bei uns sein, ansonsten kommt man nach Nürnberg und springt in den Wördersee, wenn man nicht schwimmen kann.“

„Darfst du nicht - hier ist alles verboten, aber ich habe einen Internet-Freund in Minsk. Auch Fotos habe ich auf E-Mail von ihm bekommen. Er hat lockiges Haar und lacht immer.“

„Und hier hast du keinen Freund?“

„Nein, wozu? Ich werde zurück nach Minsk gehen.“

„Und Mama und die Schwester?“ (über Papa wird geschwiegen).

„Mama will hier bleiben wegen des Geldes. Sie will sich hier eine Wohnung kaufen und meine Schwester will Modell werden. Sie ist 2 Jahre älter, denkt aber auch immer an Minsk. Ein Junge von dort hat ihr ein Gedicht geschrieben.“

„Wie sieht dieses Minsk aus?“ frage ich noch.

„Eine schöne Stadt; viele Wohnblocks, kleine Parks, wo Kinder spielen und viele Menschen sind auf den Straßen, die alle zu Fuß gehen. Darum sind sie gesund.“

„Du bist also seit 10 Jahren in Nürnberg!“

„Beinahe“ meint Swetlana.

„Hast du die Burg besichtigt?“

„Nein.“

„Das Dürerhaus?“

„Nein.“

„Den herrlichen Zoologischen Garten?“

„Nein."

„Warst du in den Konditoreien vom Carolinger Steg?"

„Nein."

Ich frage nicht weiter, nur meine Hand gleitet unbedacht in die Rocktasche, wie in den Jahren des rumänischen Sozialismus, als ich hunderten von Schülern 2 Lei in die Hand drückte, dass sie sich Kipfeln von dem Brotladen an der Ecke des „Romanilor"-Platzes, unweit unserer Schule, kaufen sollen, denn sie hatten plötzlich keine Jause mehr. Dann überlege ich: Hier bin ich die Emigrantin und Swetlana die Stadtsbürgerin, so dass ...

Dann werde ich wieder Lehrerin und stell Swetlana eine Frage:

„Wenn jetzt eine Fee käme und dich fragen würde:

*Swetlana, liebe, auf der Bank,*

*Welche ist die schönste Stadt hier oder über Berge und Land?*"

Zu meinem Staunen gab das Mädchen schnell Antwort:

*„Dies Nürnberg ist vielleicht das schönste hier,*

*aber über Land und Bergen ist Minsk,*

*das ist tausendmal schöner als hier."*

Wenn nicht eimal einem 16-jährigen Mädchen eine neue Heimat aufgezwungen werden kann, warum machen uns dann die Erwachsenen all den Unsinn vor?

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 64 / 2007***

# Ode an mein Temeswar

Du bist seit einer Ewigkeit eine befreite Stadt;
von dem Mongolensturm befreit und glücklich nach den Kuruzenstürmen
auch zuversichtlich.
Ah, von dem Türkenjoch, vom Herrn von Savoyen so schön befreit,
dass man 10.000 Janitscharen ziehen ließ mit Beute und mit Fahnen,
die nicht geneigt. Stolz, wie es sich ziemt Osmanen.
Befreit von all den Sümpfen, modern barock mit Stromzufuhr und
Straßenbahn.
Du Westlichste im Osteuropawahn!
Auch von den Österreichern, von den Madjaren warst du befreit,
selbst von dem König; doch auch die Sowjets zogen heim.
Du wurdest niemals kleiner, empfandest keine Pein.
Man sagt, du hast die Diktatur bezwungen
und dass du dir den alten Namen neu errungen.
Du willst „klein Wien“ auch weiterbleiben,
selbst wenn an jener Schwelle alter Dome
bald Minaretten laut verkünden und anstatt Renaissance und
Jugendstilpalais,
die vielen Türmchen und Balkons in rosé-gelé dich zieren.
Du bist meine befreite Stadt, die stets gewinnt und nimmer wird
verlieren!

*Erschienen im „Echo der Vortragsreihe”, Sonderbeilage Nr. 64 / 2007*

## Ich häng meinen Haken ans Brett

Ich häng meinen Haken ans Brett
der Engeln, womit sie schlittern nett
über die Wolken des Himmelzelt'.
Dann kann ich dichten und träumen,
die Sorgen aus dem Weg mir räumen.
Ich häng den Haken ans morsche Brett,
dass ich aus dem Elterhaus gerettet.
Damals haben die bösen Leute gewettet,
ich würde nimmer ich sein, auch nicht mehr nett.
Ich habe mir wieder eine Behausung gebaut
und spreche noch immer so überlaut.
Na ja, ich habe zwei Häuser der Eltern verloren,
der Sohn zog mittellos in den Westen - war nicht auserkoren,
und doch habe ich Meines getan;
Hab Bäume gepflanzt, ein Kind in die Welt gestellt,
ein Zuhause gebaut, mehr als 5 Bücher geschrieben
und hab um mich geschlagen und mich heisergeschrien.
Ich häng meinen Haken ans Brett.
Es ist nicht mit Siebenbürger Tulpen geschmückt,
die vor dem Frühreif im Mai gepflückt;
es ist nicht bemalt mit hellblauem Enzian
des Montaner Banats, als Mutter mich trug am Arm.
Ist es ein Engelsbrett oder das morsche vom Elternhaus?
Egal. Ich sperre ab und gehe nach Haus!

*Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 64 / 2007*

## Das Stiegenhaus

### (oder: Was, wer, wo eine Heimat?)

Wer braucht hier, wer, was, wo Heimatland?
Man braucht nur ein Stiegenhaus.
Jeder zieht hier, wann immer, ein und aus.
Einzug mit morschem Bett und schuppigem Waschtisch auch.
Ausgezogen wird mit 3 Autos aus - dritter Hand - Gebrauch.
Die Trockenkammer ist eine Logie
für Liebende, die mal in Spanien, mal hier.
Im Sommer sind zu empfehlen
die Bänke im Park nebenan...
Wem geht wer, was an?
Auf dem Parter wirkt alles leer.
Der Ingenieur soll ein Haus wo haben,
er zahlt aber Steuer und alle Gaben.
Auf der Belle-Etage sitzt die Banaterin,
bei der brodelt's im Gehirn.
Sie hört die Callas und den Walzerkönig Strauss,
und schaut stets nach Bäumen und Blumen aus.
Man weiß auch, dass sie mehrere Sprachen spricht.
Die Frau muss vor's Gericht!
Am zweiten Stockwerck ist der Teufel los?
Ah nein, ein Freudenmädchen bedient die Kunden bloß.
Nach Mitternacht, gleich nebenan
schlägt die Roma-Frau den Roma-Mann.
Man weiß nicht, ob auch der Vater die Mutter trifft
Oder die Tochter mischt an dem Woo-doo Gift.
Und ach, am 3. Stock ist der Heimkehrer hier,
er nahm gleich zwei Fremde ins Quartier,
die an dem Motor des Awitos reparieren.
Es wird da noch Vieles passieren.
Der Blick der „blauen Buben" von ganz oben
droht keinem mehr vom unteren Boden.
Jeder lebt nach eigener Fasson,
Wir sind doch Europäer, seit hunderte Jahren schon.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 64 / 2007***

# Der Nachbar Georg

- In welchem Land sitzt dieser Gheorghe jetzt?
fragt meine Tante halb entsetzt.
- Du meinst den Gyuri aus der Nebengasse?
Der macht jetzt die Computer-Klasse.
- Der Gyuri? Der hat schon seine Vierzig bald,
ein grüner Ast im Winterwald.
- Ah nein, springt jetzt die Oma ein:
das ist der Georg, er bemalte meinen Schrein
mit Tulpen, Täubchen und ein' Herz,
ah, er erzählte manchen Scherz.
Mir ist es duselig zumute:
Ich weiss nicht mehr, ob Gheorghe, dieser Gute,
dann plötzlich Gyuri wurde bei seinen Tanten
und jetz ist er der Georg bei Anverwandten.
- Das ist mal so, ruft Ilusch-Tante aus,
die das Register führt für jedes Haus.
Gheorghe war er nach dem Vater Ionesco,
Gyuri nach seiner Mutter Ildiko.
Jetzt will er nach Passau zu seinem Glück
und wählte den *Georg* wieder zurück,
denn im Matrikel des Herrn Dechant,
ist er als „Georg" doch bekannt.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 64 / 2007***

# Die erste EU-Nacht

Sehr hoffte der „kleine Mann“, dass mit dem 1. Januar 2007 das Rad der rumänischen Geschichte einen Purzelbaum schlagen wird. Man schleppte dafür Flaschen, gefüllt mit billigem aber auch teurem Getränk, herbei, damit gebührend gefeiert wird.

Da wurden aber plötzlich „Europa like“ große Pankarte gehievt mit allerlei Tourismus-Angeboten in den Karpatenperlen Sinaia, Buşteni, Predeal, Kronstadt mit seiner Schulleralm (heute nur „Poiana“ genannt, weil man den Schuller vergessen will).

Diese Angebote zeigten, dass 2 Nächte und ein Tag den Nutznießer zwischen 600 und 800 Euro kosten und dass eine Woche bei Kunstschnee und „Mamaliga“, dazu die Möglichkeit, einen lebendigen hungrigen Bären zu sehen, der zu den überquellenden Müllcontainers aus Kronstadt trottet, dem Touristen viel, aber viel teurer kommt als die Traumnächte in der Walzerstadt Wien.

Aber schon nur nach 2 - 3 Wochen konnte der staunende Temeswarer erfahren, dass alles besetzt ist vom Karaiman-Gipfel bis nach Wolfsberg, wo zum Stolz aller Banater auch genügend Schnee gefallen ist.

Da wurden aber die Besitzer der „Baba-Dochia“-Wohnungen richtig traurig, denn die Tourismus-Angebote belehrten sie, dass es in unserer „westlichen“ Stadt Leute gibt, die ihren Kindern 600 bis 1.000 Euro in die Hand drücken, damit diese etwas „erleben“.

Die Dagebliebenen taten also so, als ob sie nicht da wären. Man schlief auswärts, d.h. in irgendeinem halbgeheizten Haus in Giroda, Plopi (zu den Pappeln), Moschnitza oder Dumbrăvița (einst Újszentes), um angeben zu können: „Wir waren verreist“.

Leider wurden doch von mitleidigen Christen bettelnde Romakinder, die schon alle in Palais wohnen, ins Stiegenhaus hereingelassen, zweks „colindă“.

Na also, weil ich von einer ernsten, nicht überschaubaren Grippe heimgesucht war, zog ich nicht die 800.000 ROL (noch altes Geld) aus der Tasche um die „Fledermaus“ zu genießen. So kommt es, dass ich ein Purdi erwischte, wie es mir einen Blumentopf (ein lila Zierdekraut) vom Stiegenabsatz stehlen wollte. Ein Zettermordio und gegenseitige

Verwünschungen folgten, worüber man nicht mehr erbaut sein kann, denn der Aberglaube „Wer einen Roma an der Schwelle des Neuen Jahrs sieht, hat Glück im kommenden Jahr“ ist längst nicht mehr in Mode im modernen Temeswar.

Mit einer gewissen Hoffnung blickten die Alt-Temeswarer doch dem Neuen Jahr entgegen. Man weiß doch, wie „flüge“ die neuen „Banater“ geworden sind.

Etwas geschah diesbezüglich schon: Viele Verwandte und Freunde aus der Republik Moldawien und aus der Ukraine erschienen in den Wohnungen, die noch überfüllt sind von unentschlossene Gestalten, die auf einen Rufbrief warten, dass auf einem Strohsack im Süden oder im Westen noch Platz wäre für einen sogenannten Temeswarer, dessen Herkunft nichts Gemeinsames mit dem bitter erworbenen Sumpfgebiet der Banater Heiden und Hecken hat. So kam es, dass die Blockwohnungen vollbeladen waren und dass diese sich von der Jugend vor 23 h entleerten, da diese zu der Show mit viel Glühregen und Rauch auf den Opernplatz zogen.

Was in der Fernsehsendung zu sehen war? - Na ja, das war bitter wenig. Zwei Männer, ein kleinerer von Wuchs, Herr Bürgermeister, erinnerte noch einmal, dass von diesem Opernplatz aus die s.g. Revolution ausging und dass wir die westlichste Stadt Rumäniens sind, was man von der bunten Menge, die sich durchkämpfte zwischen Buxushecken und falsch geparkten Autos nicht sagen konnte. Der höhere Mann von Wuchs kam aus der Präfektur und ermahnte auch alle Anwesenden, dass sie wer sind, weil doch auf dem Heldenfriedhof hier die Opfer der Wende ruhen. Parallel mit diesem Tumult feierte man in Goldenblitz, das Stammlokal des Landespräsidenten in Bukarest draußen im Restaurantgarten bei -3° das „Happy New Year“ und in Hermanstadt glänzte der Himmel in der neuen europäischen Pracht einer Kulturhauptstadt.

Aber mir, der Heimatstreuen, ging es nicht gut; weniger wegen der lauernden Grippe, viel mehr wegen den unentwegt herbeikommenden Besuchern vom Apartment 6, d.h. ober mir. Gleich nach Mitternacht erschien eine männliche Person, die zuerst die Toilette betätigte, dann sich womöglich die Füße wusch, weil doch, o Gott, warmes Wasser selbst nach Mitternacht fließt. Um 1 h hörte man ein vehementes Klopfen an der nämlichen Tür. Kaum waren die Gäste drin, ging das Waschen

und das Betätigen der Toilette los. Es folgten noch und noch Besucher, dass der müde Mensch nur staunen konnte, wo die alle in 2 Zimmern den minimalsten Raum finden. Erklärlich also, dass man sich allerlei Worte zwischen Vorraum, Küche, Badezimmer, Gassenzimmer zurief. Um 4 h Morgens betrat ein junger Mann mit lauter Stimme die Balkonloge und schrie in den Hof: „Brüder, wir sind in Europa in Dreiteufelsnamen“ („Fraților, suntem în Europa, firar al dracului să fie!“). Es antworteten ihm aus der Parkanlage (von 30 Bäumchen steht noch ein einziges kümmerlich da) ein paar Krachsalven mit einem Mordgetöse. Die alten Nachbarn von dem Stiegenhaus C befürchteten, dass eine krebskranke Frau bei jenem Getöse sterben könnte.

Immerhin, nach 5 h Morgens, - es fiel ein Rauhreif - legte sich ein Schweigen über den Temeswarer zweiten Bezirk. Die Ruhe währt seit 2 Tagen und ich rätsle noch immer mit guten Bekannten herum, ob die Leute plötzlich schuldbewusst oder selbstbewusst geworden sind. Man erklärt mir, dass weder das eine noch das andere der Fall wäre, denn einige Politiker aber auch Journalisten warnten in den ersten Sendungen nach dem 1 Januar: „Leute, wir müssen von jetzt an auch in unserem Land arbeiten, nicht nur jenseits dieser Grenzen“.

Wer lange lebt, wird auch dies hoffentlich erleben.

*Erschienen im „Echo der Vortragsreihe”, Sonderbeilage Nr. 64 / 2007*

# Requiem

Der Februar weint auf allen Gräbern
im Temeswarer Friedhof der Vergessenheit,
die Raben schlafen in den Thuja-Bäumen,
der Engel an dem Eingang gähnt vor Einsamkeit.
Zum Glück die Glocken in der Innenstadt
jetzt läuten. Herr Pfarrer, schon im Kirchgewand,
eilt aus dem Beichtstuhl schneller als gedacht
und alles ist so festlich und mir bekannt.
Der Priester spricht von steinig' Wegen
für jene Menschen, die in die Ferne ziehn,
doch auch für jene, die aus einer Heimat
hierher vor vielen Jahren gekommen sind.
Der hehre Mann spricht jetzt den Namen
der besten Mutter, die mir wohlbekannt.
Es scheint als ob die Mutter Gottes lächle
und strecke mir entgegen die holde Hand
und es ertönt hoch vom Altare
die Orgel und ein Ave-Maria-Lied.
Ich weine wie in jenen bitt'ren Jahren
und beuge in Ehrfurcht und Erinnerung das Knie.
Wir bleiben Kinder unsrer Eltern ein Leben lang
und sind ein Ball in unsres Schicksals Hand.
Wir Starken, die am Zeitbild untertänig weben...
wie fürchten wir die Dunkelheit und steinig' Wegen!

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 64 / 2007***

## Die Gastfreundlichkeit unserer Bergländer

Hier ist nicht die Rede von Herrn K., der Landmesser in Kafkas „Schloss“, es ist hier auch nicht die Rede von Herrn K., d.h. Herrn Keuner, die Hauptperson in Berthold Brechts Parabeln. Hier ist die Rede von Frau K., die gerne reist. Sie war in der Schweiz, in Holland, in Deutschland, in Österreich, in Italien, in Slowenien, in der Tschechei, in Ungarn und in der Slowakei. Überall waren die Menschen freundlich, überall wurde sie gefragt, wie lange sie noch „gedenkt zu bleiben“. Man hat ihr auch überall gesagt, was sie dort Schönes sehen könne, ohne dass man ihr den Weg gezeigt, geschweige sie hingeführt hätte. Die Leute waren sittsam, aber zurückhaltend im Äußern ihrer Gefühle, was zu loben wäre.

Alles schön und gut, aber immer stell ich mir die Frage, warum Frau K. am liebsten ins Banater Bergland fährt. Es gelang mir unlängst in demselben Zug, mit dem Frau K. in Richtung Reschitza fuhr, einzusteigen. Ich wählte dasselbe Abteil mit ihr. Wir lasen beide. In Bokschan wurde sie unruhig und siehe da, sie erblickte am Bahnhof, schon als der Zug hielt, Bekannte und es begann ein Schreien und Winken, d.h. Frau K. aus dem Zugfenster, die Bekannten vom Bahnsteig, und ein Versprechen „bald, aber bald sehen wir uns“ und eine Frau mit schönen Augen schrie am lautesten; „der Vinete-Salat wartet schon“, und ein Herr meinte „im Prindl blüht wieder der Flieder“.

Und dann kam Reschitza. Am ersten Bahnhof standen zwei Damen mit Regenschirmen, obwohl die Sonne schien, und wollten Frau K. überreden, abzusteigen. Sie hätten die Regenschirme bereit im Falle, dass es regne, denn sie wollen doch auf die Terasse ... habe den Namen überhört. Auch ein gewisser Piki wartete auf Frau K. und Kaffee ist schon aufgestellt und heuer gibt es Goletzer Schnaps und andere Verlockungen. Frau K. war ganz außer sich, sie warf einen Temeswarer Blumenstrauß auf die junge Dame und rief „Morgen wirst du schon mit mir im Aristokrat sein“. Vielleicht irre ich mich, vielleicht wollte sie Jesus Worte, zu Barabas geflüstert, sagen „schon im Paradies sein“. Weiss Gott, die Freude war zu laut und groß. Ich hörte noch „die Jugend wartet“ und da fuhren wir schon in Reschitza-Süd ein.

Da stand eine fesche junge Person mit mehreren größeren Schülern und sie schrien, wie zu den Wahlen der Allianz: „wir wollen

Demokratie“, diesmal: „Frau K., Frau K.!“ Diese zeigte sich im Fenster des Zugkorridors und rief entzückt: „Es lebe die Jugend!“ „Es lebe Alexandra!“

Das muss die fesche junge Person gewesen sein, ein Fräulein im 3. Jahrzehnt, die ausrief: „Ich werd narrisch! Frau K. ist angekommen! *Măi băieți* (d.h. Jungs) es gibt a Mordsgaudi. Mir foahrn nach Wolfsberg!“

Frau K. wurde aus dem Zug gehoben, die Taschen wurden ihr aus der Hand gerissen, sie wollte zwei Bücher, die unter ihrem rechten Arm geklemmt waren, nicht hergeben, weil sie für Frau Dr. Prof. ... seien. „Nix Dr. Prof. - beteuerte jene Alexandra - jetzt foahrn ma in die *Nera*“. Ich wollte die Leute nicht verlieren, denn soviel Küssen und Herzen trotz der Grippezeit hab ich aus meiner Jugend noch nicht erlebt. Meine Neugierde zwang mich, in ein Taxi einzusteigen, um den zwei Autos - alte Wracks - in welchen ungefähr 14 Personen saßen, d.h. in jedem sieben, zu folgen. Vor dem bekannten „Nera“-Kaufhaus wurde ausgestiegen und ein schöner „Pua“ kam auf die Gruppe zugelaufen. Die Jugend rief: „Alex, dei Tant ist da!“ Nach weiteren Küssen fragte Alex besorgt „wollen’S a Glas Wasser?“ oder „sein’S müd?“

Frau K. wurde auf eine Sitzgelegenheit (eine niedere Ziegelumzäunung der Blumenbeete) niedergedrückt und der fesche Pua reichte ihr schon „a Limo-Flaschn“. Alle anderen mit Alexandra, Brigitte, Loredana und ein Gewirr von Namen stürmten in das „Nera“ und kamen mit Stangen Wurst und unzähligen Kasserollen mit Hackfleisch und „Mititei“ und Plastik-Flaschen aller Art heraus. Ein „Pua“ trug auf dem Rücken einen Mehlsack voller Brote. Niemand wusste, wie das alles noch in die Autos hineinpasst. Frau K. bekreuzigte sich, da kamen aber zwei Gruppen Damen im besten Alter im Eilschritt herbei, wie einst die patriotischen Truppen und bemühten sich, Frau K. klar zu machen, sie sei auf der „Petru Maior“-Gasse 65 in diesem Augenblick erwartet. „Nein“, rief eine Dame klein von Wuchs, „sie muss mit uns zuerst in die Kirchen.“ „Tes ist nit so“ sprang energisch eine Dame mit frischen Dauerwellen ein, „der Fotograf ist vor der *Artima* im Park bestellt bei dem grauslichen Monument. A Pua wuatet schon auf die Frau K. dorten“.

Und wie bestellt kommt Frau Dr. Otilie (hörte ich sagen), fiel Frau K. um den Hals und rief: „Da bist du, meine Liebe! Ich führ dich gleich in ein Second-Hand-Geschäft, Ware bester Qualität, alles um 2 Lei!“

Frau K. erblühte sichtlich, doch ich befürchtete, es werde ihr wie dem rumänischen Herrscher Brâncoveanu ergehen (oder war es ein anderer?), der von 4 Kamelen in 4 Richtungen gezogen, geviertelt wurde, weil er unentschlossen zwischen der christlichen und mohammedanischen Religion hin- und herschwankte. Langsam aber sicher begann ich zu verstehen, warum Frau K. keiner Banater Heide und keinem Österreich „ewig blühe dir zum Ruhme der rote Mohn“ oder „das Edelweis“, sondern dem Banater Bergland dafür „ewig blühe der blaue Enzian auf den Ruska-Höhen zum Lob deiner heimatstreuen Söhne und Töchter“ schreibt.

*Erschienen im „Echo der Vortragsreihe”, Sonderbeilage Nr. 64 / 2007*

## Jeder Freund des Banater Berglands feierte mit

Kaum betritt der Schreibende den Boden des Banater Berglands, wird er beschenkt. Von Frau Romanov bekomme ich die traditionelle Gurke, aber diesmal eine Banane; von Elsa-Oma eine Alpia-Schokolade, wobei Elsa mir zuflüstert: „schnell verstecken, damit niemand etwas sieht". Elsa fürchtet sich vor dem Wort „Korruption".

Ein Siebenbürger Gast bemerkt aber das Manöver und meint: „Frau Edith, sie umgeben sich mit Intelektuellen".

Wir sitzten im Reisebus Richtung Orawitza. Da werden Mag. Dr. Hans Dama und ich wahrlich beschenkt. Ich bekomne ein Ölgemälde mit dem Wolfsberger Haus (lies Sommerresidenz guter Zeiten), Herr D. eine Flasche mit feinem Getränk. Die Flasche kreist. Als nur noch ein Finger Schnapps darin ist, klopft Herr Magister mir aufs Schulterblatt „Trinken's doch auch, ich will die Flasche wegwerfen". Es war gut gemeint.

Unser Freund Herr Stanko aus Bela Crkva / Weißkirchen (Serbien) füttert mit mitgebrachtem Mohnstrudel und Kipfeln die 3 Waggons des ersten Zuges Rumäniens, der auf dem Gleis Orawitza - Anina fährt. Weil er im selben Abteil mit uns sitzt, bewirtet er uns auch mit 17-jährigem Birnenschnapps, der in einer wunderbaren serbischen „Ploska" aufbewahrt war. Ein Literat aus Österreich bemerkt anerkennend: „Jetzt wiss'n mir, warum die Serben tes Vojvodina nit hergeben wollen".

Draußen blüht der Flieder, wie er nur im Bergland blüht, und der Weißdorn auch, kein Poet bewundert aber die Landschaft; jeder isst, trinkt und erzählt in verschiedenen Sprachen. Am lautesten spricht die Historikerin Dana, die einen Strohhut trägt, obwohl dunkle Wolken drohen, und kurze Hosen, obwohl es saukalt ist. Sie erzählt, dass verschiedene Grafen aus dem Ausland (Österreich, Italien) sie heiraten wollten. Alles Männer mit viel Geld und Wiesen, Wälder und Schlösser dazu. Da fragt Herr Prof. Wagner, ob sie nicht schon einmal in Siebenbürgen weilte. „O doch" antwortet die Historikerin. Ein Vampir, sehr hässlich aber auch sehr vermögend, wollte sie unbedingt zur Gattin haben. Da werden wir endlich ernst und fragen sie, warum sie solche Möglichkeiten ablehnt, da es an der Zeit wäre (für sie, die über 40 Lenze zählt) zu heiraten. „Aus Lokalpatriotismus" kontert Frau Dana schnell. Niemand soll glauben,

dass ihre Erzählungen als Witz geboten werden. Sie meint es ernst und glaubt daran, zu unserer größten Unterhaltung.

Der kluge, begabte Dichter und Prosaist Michael Astner sitzt vis-a-vis von mir am Abschiedstisch. Plötzlich zieht er Bleistift und Papier aus der Tasche und fordert mich auf, jene „einzigmaligen Worte“ zu wiederholen, die ich vor 2 Tagen in der „Alexander Tietz“-Bibliothek sprach. Alle grübeln nach den Worten, darunter auch Frau Prof. Lăzărescu aus Bukarest. Da sagt Astner: „Na, jenes Lied, das in Ruskitza die trinkenden Grubenarbeiter singen“. Ich diktiere zur Freude der Tischgenossen:

*„Vreau să beau, vreau să beau*
*până face mâțu miau*
*şi cocoşul cucurigu,*
*că al meu e tot câştigu.“*

„Diese Folklore!“ sagt Astner anerkennend. Nach so viel „Wissen“ über das Banater Bergland und seine „Lieder“ werde ich von Herrn Stanko nach Bela Crkva eingeladen. Besondere Interesse zeigte ich aus guten Gründen Herrn Juan Petroi aus Orschowa, der beste Kenner jenes Banater Teils. Der Herr bedient sich leider schon eines Gehstocks auf Ausflügen. So kommt es, dass er den Stock auf der Zugbank neben mir lässt, wenn er andere Abteile des Waggons besucht.

Der Schalk von einem Erwin Josef Țigla bemerkt: „Also, so weit bist du gekommen in deinen besten Jahren (er zitiert mich), einen Stock neben dir zu haben, anstatt eines geistreichen Herrn“. Es sei gesagt, dass alle geistreiche Herrn in unserem Abteil sich einfanden. Genug davon, denn der Vorsitzende Țigla schickte das Bukarester Fernsehteam, mich mit dem Stock des Herrn Petroi zu verewigen.

Bestimmt meinte es der beste Gastgeber, Erwin Josef Țigla, wieder Mal gut, als er mich beim Abschied auf die Stirne küsste, mit den Worten: „Tes wua tea Kuss eines Sohnes. Jetzt aba tragst mit teini Landsleit (gemeint sind die Bergländer) tes Besteck in ten Mikrobus und tann foahrst mit ten Hardy nach Govândari. Wenn ta Hardy ti liebi Frau Zitta (eine ältere ausgezeichnete Pianistin, die ihre 95 kg wiegt, muss gesagt werden, dem Humor zuliebe) in ten Bus schiebt und wieda abladen kann, bist tu a Wenigkeit“.

Wir danken für all das Erlebte!

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe”, Sonderbeilage Nr. 64 / 2007***

## Warum hier bleiben?

Ja natürlich! Wir sind empört, wenn man nach so viel Schwarzwald-Zauber und Schweizer sauberer Höhenluft noch immer die Schalen der Sonnenblumenkerne mit anderem Unrat gepaart auf dem Gehsteig wie auch den Müll, der zur letzten EU-Müllkategorie gehört, neben den Pubellen und Containers liegen sieht, die schmutzigen (angeblich) elternlosen Kinder erlebt, die sich schon auf der Hauptgasse des idylischen, heimatlichen Wolfsberg herumtreiben und den widerlichen Geruch, der uns in den Straßenbahnen entgegen weht, empfindet.

Auf dem zweiten Waageteller wiegt aber so manches schwer zugunsten des Begriffs „Heimat". Zum ersten wird hier dem so menschlichen Bedürfnis der Kommunikation entgegengekommen. Ausgenommen den Nonnenorden der Karmelitterinnen, die jedes Jahr wochenlang schweigen, um so einige Sünden der Welt zu tilgen, will jeder auf heimatlichem Boden wissen, wo du wiedermal warst, wer dein/e Begleiter/in war, wen und was du gesehen hast und ob die Menschen von fern auch lieb und gütig mit dir waren. Obwohl die ewige Bemerkung, „dort war ich auch" dich nervt, wissend das 60% unserer Bevölkerung nie im Ausland war und von den 40% wenigsten 30% kranke oder alte Leute gepflegt, Wohnungen geputzt und Geschirr gespült haben. Man will eben kompetitiv sein mit all denen die Kirchen, Museen und Klöster besuchen, wenn auch nicht kompetitiv in der Arbeit und im Fleiß, die diesen Wonnemonaten vorausgehen.

Lehrer sein in der Heimat ist ein Genuss, abgesehen von dem modischen Lohn (von Modik), der niemals ausreicht. In Kulturländern jobt die Jugend oder sie jobt nicht. Wenn der Vater Arzt oder Rechtsanwalt ist, wird der Nachwuchs sowieso die Praxis oder das Kabinett erben und weiterführen, abgesehen von dessen Wissen und Können. Bei uns ist der Lehrer mit westlichem Pedigree, der dem Sprössling Deutsch, Englisch oder Französisch beibringt, die Pforte, durch die man in den Westen schreitet, um dann zu vergessen, nach Hause zu kommen, oder eben heimkehrt, wie einst die Söhne unserer Bojaren, die mit oder ohne ein Abschiedsdiplom, aus Paris kommend, allgemeine Bewunderung erweckten. Die Neuzeit beweist aber, dass die Jungen fleißiger im Studium sind als die Villenbesitzer von drüben. Gründe sind viele vorhanden:

um den Minderwertigkeitskomplex zu überwinden, um ein neues Image des Balkanesen aufzubauen, um zu imponieren bei der Tochter oder dem Sohn eines Eingeborenen mit festem Boden unter den Füßen usw.

Eigentlich hat drüben niemand diesen festen Boden unter den Füßen. Jedem Besucher wird nahegelegt: „Wir müssen sparen, weil es kein Wirtschaftwunder mehr gibt; weil die Steuern immer größer werden; weil unsere Länder mit Asylanten überflutet werden; weil wir eine Wohnung abzahlen, bauen oder renovieren oder - das schlimmste - ich weiß nicht, wie lange ich noch diese Dienststelle innenhabe.

In dem gottgesegneten Landesteil Banat ist das Bauen der vielen Villen mit Termopanfenstern und Marmorfließen keinem Wirtschaftswunder zuzuschreiben sondern...; Asylanten haben wir eine Menge, die wir nicht beim Namen nennen dürfen, der s.g. Toleranz wegen; die Spesen für Wohnung, Strom und Kabel-TV kann längst nicht ein jeder zahlen und arbeitslose Jugend läuft auf allen Wegen herum. Dafür sind alle Bierterassen, alle Kaffeehäuser, alle Eisdielen, alle Termalstrände prallvoll. Man sieht sich vor Mitternacht im Rosenpark bei der „Fledermaus" oder man bewundert eine „My fair lady", nachdem die Parkwärme von +43° auf +36° gesunken ist. Wenn unser Volk den Geschäftsgeist von den Griechen geerbt hat, die ihren Fanar da hatten, die Liebeslust und die „Kunst" zu lieben von den Türken, Indier und andern Asiaten, so haben sie das „carpe diem" (genieße den Tag, den Augenblick) von den Römern, die sie zeitweise beglückt haben, Straßen, Brücken, befestigte Militärlager bauend, aber auch Kohorten von Ungewünschten zurückließen - für immer.

Es entstand ein wunderbares Volk, das gerne lebt und leben lässt, nach den Prinzip: was dir gehört, gehört auch mir und du kannst dich auch aus Meinem bedienen, wenn du mit mir einen Sommer lang Schafkäse mit braunem Brot und den wunderbaren Tomaten isst, die hier wegen der Mittelmeersonne den besonderen Geschmack haben. Wehe wenn man in einer Europa-Sprachen die Worte: „Scheiße! Pfui Teufel! So ein Dreck!" ausspricht, die unseren s.g. Weitreisenden, die Autos aus vierter Hand kaufen, längst bekannt sind.

Das friedliche Volk der Hirten, die in Transzendenz, durch die vielen Schafe, die hier weiden, mit dem Opferlamm Jesu-Symbol der höchster Selbstlosigkeit- verbunden sind, wird dann zu reißenden Wölfen, die einst alle Karpatenwälder beherrschten.

Ihr einstimmiges Heulen heißt immer dasselbe: „Wir verkaufen unser Land nicht! Wir besitzen diesen Boden in integrum seit 2000 Jahren!" Die Rhetorik ist perfekt, der Wortschatz gipfelt in Stilhöhen mit Epitheten, Vergleichen und Metaphern. Kein zweites Land Europas bahauptet, seit 2000 Jahren Alleinherrscher seines Boden gewesen zu sein und man bedenke, vor dem Jahr 1800 kannte man das Wort „Rumänien" noch nicht.

Die vielen Widersprüche gipfeln in der Tatsache, dass Tausende Hektars Feld und Ackerland schon an Franzosen, Italiener, Österreicher verkauft wurden, aber wir beharren weiter auf unsere Devise: „Wir verkaufen unser Land nicht"!

Ich liebe dieses Land und seine Menschen, die bei Krieg, Frieden, Diktaturen, Demokratien, Monarchien immer dieselben bleiben. Man behauptet, der Glaube an Gott, der sie niemals verlasse, gebe ihnen diese Beständigkeit.

***Nürnberg, im Juli 2007***

# Eine Flucht und ihre Ergebnisse

Sie heißt Erika. Zur Zeit des II. Weltkrieges, aber auch zuvor, wurden hunderte Mädchen auf diesen Namen getauft. Wahrscheindlich gefiel das Lied, mit welchem mancher Soldat in den Tod marschierte: „Auf der Heide blüht ein kleines Blümlein; und dass heißt Erika".

Wenn Erika jetzt ihren 72. Geburtstag in München feierte, war sie 1988 nicht mehr jung, im Sinne des Wortes. Geboren in einem reichen schwäbischen Dorf, war die Schöne bald von vielen rumänischen Verehrern umgeben, deren Eltern sich nach 1947 - 1950 im Banat niederließen, da man meinte, dass hier noch der Kap der Guten Hoffnung sei. Sie heiratete, noch sehr jung seiend, gebar zwei Töchter und arbeitete als Buchhalterin. Nichts Besonderes im Leben zweier Staatsangestellten, die zwei Kinder hatten, in einem Zimmer unweit des „Lenau"-Lyzeums wohnten und darum für eine Blockwohnung Komfort 3 in der Circumvalațiunii-Zone anzahlten und abzahlten. Da wir beinahe alle um die 70er Jahre „kleinkariert" waren, konnte sich in unserem Leben nicht viel ereignen, außer einer Hochzeit oder einer Taufe, wenn man sich noch sah bei einem Wein vom „Gostat" und einer Torte mit sehr viel Margarine darin, die wiederlich nach Erdöl oder Fischknochen roch.

Briefe zogen noch langsam über die Grenze, alle mit 7, 8 oder gar 10 gelben Stäbchen auf dem Kuwert als beruhigender Beweiß, dass man den Inhalt des Schreibens unter Kontrolle hatte. Vermutlich waren es Philologen, die „fremde" Sprachen lesen konnten und im Zensurarmt ihre Dienste leisteten. In so einem Brief wurde ausgemacht, wer wem 20.000 Mark schicken sollte, damit 2 Personen freigekauft werden und zwar die größere Tochter und ihr rumänischer Mann, der mehr Begeisterung für das Vorhaben zeigte als die junge Frau. Weil also bezahlt wurde, passierten die beiden jungen Leute leichten Fußes und schweren Herzens - ihre Angehörigen blieben zurück - die Grenze.

Erika riss es hin und her zwischen der Sorge um Tochter und Schwiegersohn, der die Sprache des Landes nicht sprach und der Tochter aus Temeswar, die noch keinen Beruf hatte. Der Mann begann zu trinken - die wunderbare Lösung, zu der viele Ehemänner in jenen Jahre griffen. Die Frau hörte von Männern, welche den Weg bei Hatzfeld kannten oder den über die Donau, und sie setzte 100.000 lei aufs Spiel (womit man

sich damals ein Haus in der Vorstadt kaufen konnte). Da fand sie den Mann: ein gewesener Grenzoffizier an der Grenze bei Kikinda, der genau wusste, wann sich die Wachposten wechselten und wie lange die Prozedur dauerte. Bald stiegen Erika und ihr Mann in den Wagen des Mannes und fuhren bei Nacht in Richtung Hatzfeld. Unmittelbar vor der Grenze wurden die Beiden abgeladen und der Mann zeigte ihnen einen Landweg, den sie nicht verlassen sollten, damit sie in 15 Minuten drüben seien. Er begleitete sie keinen Schritt, d.h. er stieg nicht aus.

In Kikinda wurden sie von Zigeunern in den Leiterwagen genommen - für DMark(!) - und es wurde ihnen eingeschärft, sie mögen ungarisch sprechen. Ungarn fuhren oft mit ihren Bauernwägen über die Grenze; sie wurden toleriert, weil die Serben wussten, sie werden abends wieder zurück fahren, was nicht der Fall bei den rumänischen Staatsbürgern war. Erikas Mann sprach weder ungarisch noch serbisch, geschweige denn deutsch. Dafür quatschte Erika ungarisch los, wo wir doch, alle wahre Banater, wenigstens drei Sprachen redeten, wenn nicht vier. Die Zigeuner führten sie zu einem Bus, der nach Belgrad fuhr. Hier suchten sie die Deutsche Botschaft auf. Wehe jenen, die niemanden in Deutschland hatten, der oder die sie abholen kam. Diese wurden den Serben übergeben, die sie zurückschoben in die „Heimat". Alle wissen wir, was sie hier erwartete. Aber auch jene, die ihre Zugehörigkeit beweisen konnten - der Fall Erika N. – wurden, gemäß eines Abkommens, den serbischem Behörde übergeben. Man war aber „milde" mit dieser Gruppe. Sie schliefen in gewesenen Militärkasernen, wo es im Winter nicht kalt war und sie durften für einen minimalen Lohn arbeiten. Erika packte Christbaumschmuck ein und allerlei „glänzendes Zeug", womit zur Winterszeit Girlanden geschmückt wurden. Vielleicht wurden Weihnachten auf der serbischen Avala wie bei uns mit Väterchen Frost und Pionierliedern um den Tannenbaum gefeiert. Angeblich wurden sie von den Serben kurz angebunden behandelt, aber nicht grob.

Als der Winter milder wurde - man schrieb den Januar 1989 - spürten die Bittsteller in der deutschen Gesandschaft einen unruhigen Wind wehen. Man sprach halblaut von der Vereinigung der beiden deutschen Länder. Es erschienen auch in Belgrad massenweise Verwandte ersten Grades, Verlobte und Freunde, um ihre Leute abzuhohlen.

Man zog begeistert in die alte Heimat der Vorfahren. Nach Erikas Meinung stimmte sie die erste Zeit in der Bundesrepublik noch trauriger als in ihrem bekannten Temeswar. Man wollte sie nicht nach Bayern lassen, obwohl Tochter und Schwiegersohn dort weilten. Der Ehemann erlernte kaum die Sprache des Landes, bekam keinen Posten oder wollte keinen, da doch der Herr Schwiegersohn hier Finanzinspektor war (revizor): guter Gehalt, viele günstige Beziehungen. Erika aber ging putzen. Sie reinigte 6 Hochhäuser (die Stiegenhäuser gemeint), die je 8 Stockwerke hatten und 3 Institutionen mit vielen Büros. Im Jahr 1990 musste sie die kleine Tochter nicht mehr freikaufen; die kam gleich nach und beendete ihr Studium. Erika hat verkrümmte Hände, ein metallenes Hüftengelenk und zwei Operationen an den Füßen.

Ja, sie hat eine Rente, womit man hier leben kann, nicht drüben, auch ihr Mann hat eine Sozialhilfe. Er sitzt sieben Monate irgendwo neben Großwardein, von wo er stammt; sie in ihrer Komfort-3-Wohnung am 3. Stock in der „Circumvalațiunii" und tratscht auf der Bank vor dem Eingang mit denselben Nachbarn, mit denen sie vor 20 Jahren tratschte. Erika ist zufrieden. Nach ihrer Meinung beneiden sie diese Mittbewohner, weil sie weiße Möbeln hat in den kleinen Zimmern und weil sie ihnen westlichen Capuccino auf der Blockbank serviert. Sie hat verkrümmte Fingen an den Händen, sie ist schmächtig, lacht aber mit wunderschönen Zähnen, für Euros bei einem guten heimischen Arzt eingesetzt. Die Nachbarn sind dick, gebräunt, spielen Karten seit sie 52 sind, weil sie dann schon in die Rente gingen - lachen aber mit dem zahnlosen Mund, weil sie jene Euros nicht haben, die unsere Zahnärzte verlangen. Alles wird bezahlt im Leben. Nur Geduld, auch diejenigen, die an dem schwerem „Bezahlen" im letzten Jahrhundert Schuld tragen und nicht bezahlen wollen, werden es tun.

***Wolfsberg, im August 2007***

# Dies Irae
# (Tag des Zorns)

Mit Begeisterung schrieb ich über die Art und Weise wie man in der Banater Heimat, in Österreich und in Ungarn Geburtstag feiert. In diesem Sommer (2007) musste ich erfahren, dass in Deutschland eine vortreffliche Hausfrau, wie meine Freundin E.Z. aus Freiburg eine ist, bemüht war, einen 12. Juli gebührend zu feiern. Man kaufte eine Schwarzwaldtorte und dazu die rumänische Mädchentraubel („Feteasca"), um alte und neue Heimat zu verbinden, und man lud ein.

Es erschien Michaela, gewesene Schülerin, der 3er Schule, Chemieingenieurin hüben und drüben, bewandert in Keramik, und ihre alte Mutter, Frau Elli, eine alte Dame mit Spitzenkragen und Kamelienblume am Busen, die einen überaus langstieligen Gladiolenstrauß vor sich hinhielt, wie das Schwert der Gerechten. Dann kam beinahe zur gleichen Zeit abermals die Mutter eines gewesenen Schülers, die von Anbeginn angab, krank und behandelt zu sein gegen Wassersucht und Herzarythmie, aber die Erinnerungen an „jene schönen Jahre"... Genauso pünktlich kam auch die Schwester einer Freundin aus Temeswar, die liebe Christa, mit Freiburger Monographien aller Art.

Da muss gesagt werden, dass ein heimatstreuer Redakteur der „Banater Zeitung" mir nahelegte, ich möge etwas über das Leben unserer fleißigen Schwaben im goldenen Westen berichten. Wahrscheindlich sieht man von hier die Banater „Spätaussiedler" (besonders diese) als „kompakte Masse", die sich lieben und unterstützen. Niemand denkt an das „Memorial", an das Gewicht der Erinnerung, viel schwerer als jene 70 kg, pro Person, das in die neue Heimat gebracht wurde.

E.Z. verlor ihren geliebten Sohn durch den Eingriff der „Securitate", die im Schicksalsjahr 1989 manchen unbequemen jungen Mann aus dem Weg räumte. Man kennt die Namen von Söhnen bekannter Ärzte und Professoren, die plötzlich auf dem Gleis eines Temeswarer Bahnhofs oder in dessen Nähe überfahren gefunden wurden. Die Diagnose lautete: Selbstmord. Man schweigt heute noch darüber, denn die Reichen sind froh, dass sie reich wurden und die Armen haben zu schweigen (wie im 17. Jahrhundert, als aus Versehen ein armseliger Treiber auf einer herzöglichen Jagd erschossen wurde). Lange Klammer,

genau so lange wie der Leidensweg jener E.Z., die das Ende ihres Sohnes noch immer beweint.

Frau Christa hingegen hatte einen Mann, der als „Intelektueller", d.h. Ingenieur, wie sie betonte, ein schönes Leben führte. Sie wohnten Zentral, fuhren nach Sinaia, Herkulesbad und ans Meer und sie konnten sich so manches noch leisten. Die gute Frau sprach an meinem Geburtstagstisch die verhängnisvollen Worte aus, die wahrscheinlich jeder sprechen würde, der von der Temeswarer „Vasile-Lucaci"-Straße auf die letzte Etage eines Asylantenblocks in eine Vorstadt Freiburgs kam: „Es war doch besser zu Ceauşescus Zeiten".

Meine Freundin E.Z. sah rot. Sie schrie: „Ihr Mann war einer der 2-Sommer-Ingineure. Die Kommunisten ließen aus Niemanden Ingineure, Lehrer und Politiker nach zwei Sommerkursen entstehen" usw. Michaela währte sich: „Ich habe 5 Jahre Chemie studiert und 45 Prüfungen bestehen müssen, dazu das Staatsexamen."

Frau Ellie überschrie alle: „Meine Tochter war eine Vorzugsschülerin, das kann Frau C. bestätigen. Sie hat Meritum-Stipendium bezogen."

Ich wackelte nur bejahend mit dem Kopf, denn auch die kränkelnde Frau Weissberger war der Meinnung, dass ihr Sohn früher die Tochter eines jedwelchen hochgestellten rumänischen Parteiaktivisten zur Frau bekommen hätte, da er eine RU-Nummer besaß. Sie schlug mit dem Löffel aufs Zwibelkopf-Porzellan und rief empört: „Hier schaut ihn keine an. Er war schon zweimal verheiratet mit... (sie skizzierte die Geste der Minderwertigkeit) von dort unten".

Als Frau Elli die Aktivisten „die Allerletzten" nannte, bemerkte E.Z., dass ihr Mann auch beim Volksrat der Region angestellt war und von Fleisch bis Butter und Rahm alles nach Hause schleppte, als der Rest der anständigen Banater darbte.

Die Worte blieben über dem ovalen Tisch hängen, denn es wurde der Kaffee serviert. Nach kurzem Genuss, wobei man sich erinnerte, dass ich in allen Ehren 70 wurde und dass ich weder eine Kommunistin war noch die Geliebte eines Aktivisten, Regionalbeamten oder gar Frauenarztes, der Geld „wie Heu" hatte, weil doch die Schwangerschaftsunterbrechungen nicht erlaubt waren. Ich war also nur „Magd des Herren" und somit geschah auch alles nach seinem Willen. Man lobte mich und dankte mir minutenlang für „die vielen Worte", die ich an

ihre Kinder richtete, damit aus ihnen „Menschen werden", als ob sie als Leoparden zur Welt gekommen wären.

Der Kaffee spornt aber den Glückshormon an, der sich nicht nur positiv sondern auch negativ auswirken kann. Somit konterte Frau Christa, zu E.Z. gewendet:

„Sie waren in der ‚Banatul', der berühmten Schuhfabrick angestellt. Sie haben doch die Genossen mit Schuhen versogt und ein Haus gebaut!"

Man stritt weiter über die Summen, die man dem deutschen Staat zahlen muss, im Falle dass man in ein Alten- oder Pflegeheim kommt. Ich vertraute auf das Können der Baumeister im deutschen Lande, denn der Boden schien unter uns zu beben. Beim Begleiten zum Aufzug vergewisserte ich mich, dass die Damen der Reihe nach das Stadthaus auch verließen, damit die „Disputationes" auf der Straße nicht weitergingen.

Der ganze Balast an Erinnerungen, den unsere ältere Generation in die neue Heimat mitnahm, ist nicht hinwegzufegen. Er sitzt fest und steigt, einer Rauchfahne gleich, gefolgt von der Explosion des glühenden Unwillens, der nur von der dünnen Schicht einer Wohlerzogenheit bedeckt ist, über den Kraterrand der Geschichte.

Immerhin, man fühlt sich gefeiert und bleibt dankschuldig ein Leben lang.

***Wolfsberg, am 16. August 2007***

# Auf den Spuren der Ahnen unserer Wolfsberger

Jener Wald, der die deutschen Herzogtümer mit dem Königreich Böhmen verbindet, ist der bayrische Nordwald, der in den Böhmerwald übergeht, die Urheimat vieler Deutschböhmen vom Abhang des Semeniks. Der Wald reicht von Regensburg bis nach Wien, Klattau und Marienbad. Mit den deutschtschechischen Fahrscheinen (Némecko ceska jizdenka pratelvi) fährt der Reisende aus dem bayrischen Wald bei Eisenstein in das Zelesna Ruda. Klatovy bzw. Klattau - der alte Heimatort unserer Wolfsberger, liegt etwa 20 km davon entfernt. Unweit davon befindet sich auf deutschem Boden die Ortschaft Cham, wo viele unserer Bergländer sich jetzt wieder ansiedelten.

Die Namen der Besitzer malerischer Pensionen klingen uns bekannt: Dieter Seidl, Elisabeth Tremml, Alois Friedl, Familie Stangl, Familie Loidl, Anton Pech, Ignaz Holzinger, Ludwig Reiter u.s.w.

Der Fahrschein ist für 80 Ortschaften gültig. Leider nicht für Marienbad, wo sich der Dichterfürst Goethe gern erging, oder Karlovy Vári, Kurort der bürgerlichen Welt aus zwei Jahrhunderten.

Zur schönen Landschaft, welche Adalbert Stifter die wunderbaren Naturschilderungen eingab, gehört der Berg Arber, dessen Spitze 1.456 m erreicht (8 m höher als unser Semenik), bewaldet mit Tannen und Laubbäumen, wie jene, die in unserem Bergland gedeihen. Hier führen aber 6 Wanderwege hinauf, ein Silberbergwerk kann besucht werden und dem Touristen begegnet das „Glasmandl“ auf vielen Wegschildern, da bei Weißenstein neben Frauenau der „Gläserne“ Wald sich düster erhebt.

Die Bauern des Geländes hatten seit dem 14 Jh. das Waldnutzungsrecht vom Tag des hl. Georg (24. April) bis zum hl. Michael (29. September). Der Böhmerwald wurde eigentlich erst im 18 Jh. richtig besiedelt, als Fürstbischof Leopold Ernst von Firmian große Waldflecken roden ließ (daher die vielen deutschen Ortsnamen auf „-reut“, von „roden“ im bayrischen Wald). Viele Kirchen wurden auf den Tag der heiligen Anna geweiht - 26. Juli, weil dann die großen Sommergewitter mit Blitz einschlugen, den Wäldern drohend. Auch in unserem Wolfsberg erhebt sich neben der Kirche die „Anna“-Kapelle, die seit Ende des I. Weltkrieges sehr geehrt wurde.

Wenn unser Banater Bergland die Ruska-Hexen zu mystischen Erscheinungen erhob, weil sie mittels der Gebirgspflanzen viele Krankheiten heilten, so spricht man in der Gegend jener Wälder viel vom Mühlhiasl. Er existierte wirklich, hieß Mathias Lang und stammte aus Apoing. Im Jahre 1803 geboren, wurde er ein Waldprophet, da er den Mönchen des Klosters, aus dem er gewiesen wurde, prophezeite: „Ich kann gehen, aber ihr müsst laufen. Ich darf wieder herein, aber zu eueren Fenstern schauen Weiber und Kinder heraus“. Wochen später wurde das Kloster säkularisiert, die Mönche vertrieben und die Gebäude des Klosters wurden zu Wohnungen. Der Mühlhiasl sprach auch vom „eisernen Hund, der durch den Wald bellt“, vom „Wagen ohne Ross und Deichsel“, „vom zweiradigen Karn, der schneller fährt als Ross und Hund laufen können“.

Auch Krieg und Inflation prophezeite er: „Um 200 Gulden wird man ein Laib Brot kriegen...“, das Gold geht zu Eisen oder „Geld wir gemacht so viel“, dass man’s „gar nicht mehr kennen kann“. Einzelne Fensterscheiben in Häusern und Kapellen bemalten Glasmaler mit seinen Wahrsagungen.

Ja, das böhmische Glas wurde seit 1420 - 1421 europaweit bekannt; es war grün und blaugrün. Verheerend auf die Glashütten wirkten sich die Hussitenkriege aus. Im Jahre 1537 kaufte Florian Frisch einen Bauernhof und den Wald zwischen Osser und Zwertschek und errichtete wieder die erste Glashütte. In dieser Gegend entstand das Kristall; besonders das Rezept des Rubinkristalls wurde lange behütet. Heute noch kann der Tourist im Haus „Zum wilden Mann“ aus Passau eine Ausstellung mit „Silberglas-Objekten“ bewundern.

Hier, in der deutschböhmischen Landschaft, wird die „Waldler-Musik“ gespielt. Kunstkritiker meinen: „Die Musik wird von einer Landschaft mit bewaldeten Hügelketten getragen, waldiger Horizont... ungeheuere Schneemassen im Winter, wunderbare heiße Tage im Sommer, schneller Wechsel zu Gewitter. Daher Musik, naive Malerei, Bildhauerei in Holz mit eigenen Formen“.

Alles erinnert an unser heimisches Wolfsberg.

***Auf Ausflügen in jenen Wäldern gesammelt,***
***in Wolfsberg aufgeschrieben; August, 2007***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe” Nr. 9 / 2007***

## Randkonversation mit Privatschülern

Ja, heute ist der 8. März!

Wanda: „Schön, haben Sie mir eine kleine Schokolade gebracht?"

Horia: „Schauen Sie lieber dieses flauschige Tier an (einen Pluschhund) und geben Sie mir dabei eine 10. Lassen wir das Verbessern!"

Horia: „Eine schlechte Note bekam ich. Na ja, ich habe *den kleinen* substantiviert." (gemeint das Adjektiv „klein").

Bobo: „Was heißt das Herumschreien? Es sind doch nur 19 Fehler!"

Meine Bemerkung: „Andrei, du bist der einzige Schüler, der mich aufbaut!"

Andrei: „Na, was anderes kann ich eh nicht."

Ich: „Heute lösen wir 12 Übungen aus dem Wiederholungsabschnitt."

Horia: „Beginnen wir mit Punkt B der letzten Übung; dann sind wir gleich fertig."

Am Ende der zweiten Stunde schaut mich Andrei freundlich an und meint:

Andrei: „Ich habe eine gute Nachricht für Sie... Ich bin jetzt endlich wach und hör besser."

Sergiu: „Heuer habe ich noch etwas Großes vor." (Ich denke an das Bestehen der Reifenprüfung).

Sergiu führt seine Äußerungen weiter: „Ich muss den Iancu von der Poli-Mannschaft verhauen."

R.: „Sie mögen Hyazinten? Sehr teuer in diesem Jahr. Aber Sie können sich ja einige von dem Blockhaus nebenan nehmen."

Bobo: „Mensch, ich mag diese *Mutter Courage*! Eine dreckige Schlampe - (verträumt) - vielleicht trinkt sie auch - und schreit die ganze Zeit auf der Bühne herum. Ich nehme sie mir fürs *Schprachdiplom*".

Andrei: „Hören Sie auf mit der bürgerlichen Moral bei dieser *Maria Magdalena*! Die Frau hat zwei Männer (egal wie die heißen), einer schwängert sie, der andere wird beinahe totgeschlagen für sie. Sie müsste im I. Akt in den Brunnen springen."

Ich zu Wanda: „Bringe mir den Satz ins Passiv: *Ich werde nicht mehr mit dir reden können*."

Wanda: „Das ist aber Schade. Kann ich unmöglich umsetzen."

Ich: „Füge 4 Epitheta zu *Fenster*, z.B. (poetisch) - ovales Fenster."

Vladi: „Schmutziges, schlammiges, eckliges... Fenster. Alles Epitheta."

Ich: „Sag mal, Horia, was verstehst du unter dem Wort: *Methapher*?"

Horia: „Es ist ein Wort, das die Melancholie ausdrückt, wenn das lyrische Ich von der Schönheit der Umgebung betäubt ist; ein Schrei, dessen Kausalität wir in der Unerfülltheit der Träume eines mioritischen Volkes suchen müssen." Na, was meinen Sie? Meine Rumänischlehrerin wäre begeistert!

Andrei 2: „Was wollen Sie noch mehr: Treffsicherheit, Angemessenheit und Kreaitivität! Der Satz: *und der Hund starb* sagt alles."

Sebi: „Der König von Thule liebte diesen Bulle(n) sehr" (gemeint: dem, sterbend, seine Buhle (Geliebte) einen goldenen Becher gab).

Ich: „Mit deiner Testnote bin ich nicht zufrieden. Du bist ein faules, oberflächliches Element."

Emilian: „Danke, ich bemühme mich redlich dafür."

Ich: „Nicht möglich, dass ihr wisst, was da alles im Katalog steht."

Emilian: „Aber Frau Prof., wir haben unsere Informateure in der Klasse. Seit der zweiten Schulwoche lernen die nichts mehr, sie beschäftigen sich nur damit, uns zu informieren. Sie sitzen in der ersten Bank und schauen in den Katalog!"

Ich: „Wie vertragt ihr euch mit den Mädchen aus der Parallelklasse?"

Emilian: „Ich habe sie doch zur Französischstunde eingeladen! Prima! Sie haben aber nur den Kopf zur Tür 'reingesteckt und sind weggelaufen; wir haben nämlich für Französisch wiederholt. Sigi hat einen Stuhl zersägt und David hat aufs Katheder getrommelt. Zwei habe ihre Adidas ausgezogen und die Strümpfe für den Nikolaus an die Türklinke befestigt."

Andrei 2: „Wir haben einen wackelingen Stuhl ans Katheder gestellt."

Ich: „Was hat die Frau Prof. dazu gesagt?"

Andrei 2: „Sie hat gejamert: *Wie kann ich hier sitzen?* Aber wir haben sie gleich beruhigt: *Setzen Sie sich nur, Sie werden sich mit der Zeit gewöhnen. Kommt Zeit, kommt Rat*."

Sergiu ruft an: „Frau C., Wir müssen eine Hausaufgabe über einen *Homo* schreiben".

Ich denke sofort an das Wort homosexuell, weil *allerlei Aufgaben* jetzt besprochen werden.

„Über Oskar Wilde, Leonardo da Vinci, Shakespeare u.a.?" frage ich.

„Ach wo" meint Sergiu „Über einen, der seine eigenen Tochter ... - na, Sie wissen schon, und als diese auf einer Reise von einer Schlange gebissen wird, erfährt er, dass die junge Frau seine Tochter ist."

Ich: „Du meinst *Homo Faber*, den Roman von Max Frisch?"

„Na, sehen Sie" meint Sergiu zufrieden, „wusste ich es doch, dass wir zwei es schaffen."

Ich: „Schreibe 5 Substantive zusammengesetzt mit dem Grundwort *Säge*."

Emilian: „Baumsäge, Tannensäge, Christussäge, Omasäge..."

Ich: „Was schreibst du da?"

Emilian: „Na, wenn Tanne, dann auch Christus; und Omas Säge muss ich den ganzen Tag hören" (gemeint ihren Wörterschwall).

Vor den Winterferien:

A. E. und S.: „Liebe Frau C., dürfen wir Sie in diesen Ferien zu einen Film einladen?"

Ich: „Ah, Buben! Ihr besucht ja nur Grusel- und Kriegsfilme. Ich will mich ausruhen. Ihr seid aber nett. Danke!"

Die Jungs (X. und XI. Klasse): „Frau C., sie waren doch Nr. 1 im Lehrertop 37 Jahre lang und jetzt in Rente... eine Langweile sondergleichen. Kommen Sie doch! Sie sollen das alles erleben, wie wir herumspucken, die Papiertüten auf den Kopf der Mädchen knallen, gröllen und toben, wenn zwei sich verkeilen. Adrenalin! Das brauchen Sie, wenn das Semester wieder beginnt. Sie müssen *in* bleiben!"

Mădălin: „Fernando und ich werden Polizisten. Was brauch ich noch Grammatik?! Auch die Prüfungen sind wenige an der Zahl und ich werde gut bezahlt."

Emilian: „Wortpaare wollen Sie? Fix und Tix; Fox und Fax."

Bogdan: „Gut! Ergänzen wir die Numeralien: Zwischen meinen ... zwei Wänden. Er leckte sich alle ….20 Finger."

Emilian: „Eine Präposition zu... Not sein? Leicht: an, auf, vor, in, aus, mit, durch, von Not sein vor der Kontrollarbeit. Aber bitte, schreiben Sie meinen Namen ganz aus: Emilian Băcilă - ich will in die Banater Literatur eingehen."

***September 2007***

# Reisebilder. Das ewige Fernweh

Camus spricht in seinem Buch „Der Mythos von Sisyphos" (1942) von einem Universum, das plötzlich der Illusionen beraubt ist, in dem der Mensch sich fremd fühlt. „In diesem Verstoßensein gibt es für ihn kein Entrinnen, weil er der Erinnerungen an eine verlorene Heimat oder der Hoffnung auf ein gelobtes Land beraubt ist".

Dieses Gefühl bemächtigt sich vieler Denkender in diesem weltweiten, ökumenischen Millenium, so dass man sich auf die Suche nach bekanntem, heimatlichem Boden und Menschen begibt, sobald das möglich ist, d.h. in den Sommermonaten. Darum reisen die Deutschbanater, zum Unterschied aller anderen Nationalitäten unseres Landes, die irgendwo, irgendwie ein Geld (sich) verdienen wollen.

Wir wollen sehen, erleben, bewundern, die Kontraste West - Ost überbrücken und uns selbst das „Mene-Tekel-Upharsin" vorhalten.

Hat man also einen Sohn oder eine Tochter in Nürnberg, löst man die Tour-Retourkarte Temeswar - Nürnberg, denn man weis nie, ob man nicht die Euro-Brieftasche bis zur Rückreise entleert. Ein wahrer Banater ist niemals auf andere angewiesen.

In Nürnberg wird allzuerst für die Heimat als konkretabstrakter Begriff in den uralten Kirchen gebetet. Die ansprechendste ist wohl die „Sankt-Lorenz"-Kirche, die seit beinahe 6 Jahrhunderten mit ihrem grauen Gestein alle Kriege überdauerte, selbst den II. Weltkrieg. Das Gemisch von katholischen und lutheranischen Elementen ist auffallend. Erbaut in einem Jahrhundert, als es noch keinen Martin Luther gab, prunkt in der Mitte des Kirchenschiffs der Engelsgruß: Maria empfängt von einem Engel die Botschaft. Dann die Seitenaltäre barockkatholisch; dazu der schlichte Altar aller Protestantenkirchen. Das wichtige Taufbecken erinnert aber daran, dass viele deutsche Herzöge ihre Nachkommen durch das Sakrament der Taufe gute Lutheraner werden ließen.

Die Kirche „Zur Lieben Frau" oder Liebfrauenkirche mit dem schönen Brunnen ist eine Augenweide für Touristen, die begeistert an dem goldenen schweren Ring des Brunnens ziehen, damit ihnen ein Wunsch in Erfüllung ginge. Am lieblichsten sind die vermummten Frauen der Mohammedaner, die sich dem katholischen Wunschring anvertrauten.

Unweit steht die „Hl. Elisabeth”-Kirche, mit eingebauten Kästchen in der Wand neben dem Eingang versehen, worin man Wunschzettel einwirft. Eine Unmenge von Emigranten und Asylanten betreten die Kirche täglich, indem sie wahrscheinlich um eine Dienststelle, um eine Wohnung, um das Wohlergehen der Daheimgebliebenen bitten. Bei ihrem Anblick weiß man plötzlich, wie wahr das „Es ist nicht alles Gold, was glänzt” ist, selbst in dem gepriesenen Westen längst nicht mehr.

Der Karolingersteg (unser Temeswarer Korso) und die Kaiserstraße als Handelszentrum der Stadt lockt den Passanten das Geld aus der Tasche. In den Markttagen oder am Kirchenfesten werden japanische Fächer, afrikanische Trommeln, türkische Melonen, Hummel-Figuren, Meißner Porzellan oder österreichische Gmundner Keramik angeboten. Dazu singt eine rumänische Musikantengruppe, „Al Yawala” genannt - übersetzt „die Umherwandernden” (aus dem Indischen vielleicht), eine uns bekannte Manele-Musik. Ein wahres multiculti Europa.

Man möchte glauben, dass jener Teil Nürnbergs, wo sich das Gebäude der ehemaligen Reichskanzlei erhebt, das Reichgericht (memento: Nürnberger Prozess) und die Siegerallee, noch immer in perfektem Zustand, ohne Schlaglöcher oder Unkraut, obwohl unberührt seit 1945, das deutsche Nürnberg, noch existiert. Als ich beim Betreten der Tribüne, mit dem Rednerpult und den beiden eisernen Stühlen für die Wolfshunde, erwartete, das „Auf der Heide blüht ein kleines Blümlein” in preußischen Rhytmen zu hören, da staunte ich, dass man mir „Widisch tâ Sascha?” „Idyisuda Mascha!” hörte, was soviel sagt, dass eben dieses Viertel dicht mit Russen besiedelt ist. Cronos lacht hier über allen Wahn der Menschen und über sich selbst.

Nur in einem Trödelladen, der sich „Antiquitäten-Laden” nennt, packt den Besucher die Nostalgie, als er das rumänische Tomeşti-Kristall als Rubinvasen und Gläser stehen sieht. Möglichkeit eines Asylanten, zu Geld zu kommen, oder Verzicht auf eine Vergangenheit?

Man sucht unwillkürlich nach Temeswarer, die nicht lügen. Denn alle Bekannten wollen „happy” wirken, obwohl viele in Sozialwohnungen, in Altenheimen oder Pflegeheimen leben und sich wundern, wie man, im 3. Alter seiend, so „alert” ist und noch herumläuft wie „ein Feldhase auf der Banater Heide”.

Man wundert sich, dass wir, die Dagebliebenen, „noch immer so schön lachen" wie einst, wenn man bedenkt, dass wir noch leben nach der Deportation, den Enteignungen. Also, man kann auch noch „schön" lachen. Ja, dazu ist man auch genügend „gepolstert", so dass kein Bemitleiden aufkommen kann. Das „Kugelrund und kerngesund" ist noch immer das Schönheitsideal unserer Banater geblieben.

Als eine unbekannte Temeswarerin, Verkäuferin in einem eleganten Textilienladen an der Stresemann-Haltestelle, mir vorgestellt wurde, sagte ich, als Auftakt zum wogmöglichen Gespräch: „Ich höre, sie stammen aus Temeswar, sind also Landsmännin". Ich trage Deichmann-Schuhe und einen Sommerhut aus Österreich. Man muss sich also mit mir nicht schämen. Keine Antwort. Als ich ein Nachthemd kaufe und es an der Kasse bezahlen will, läuft mir die Frau nach und ersucht mich: „Bitte nicht darüber zu sprechen mit der Kollegin; und ja nicht sagen, das Temeswar in Rumänien liegt. Man weiß, dass ich aus Ungarn komme".

Als ich in den nächsten Tagen in dem Postkästchen die ewigen Flugblätter „Nürnberg muss deutsch bleiben!" finde und „Ausländer raus", von der „Bürgerinitiative Ausländerstopp" konzepiert, geleitet vom Stadtrat Ralf Ollert, fühle ich mich plötzlich auf deutschem Boden Ausländerin. Mein Sohn beruhigt mich und meint, ich wäre hier ganz im Irrtum; ich sei hier eine deutsche Aussiedlerin, halb Sächsin, halb Österreicherin (die Letzte besonders durch die k.u.k. Erziehung meiner Mutter). Er selbst sei mit seinem polnischen Namen zufrieden. Die Kollegen aller Nationen würden ihn sehr schätzen, schon wegen seiner ironisch humorvollen Art, mit allen Situationen fertig zu werden. Er sieht aber nicht immer so positiv geladen aus, wenn er von seiner schweren Dienststelle heim kommt, obwohl er eine geräumige, elegante Wohnung bewohnt.

Nachdem ich erfahre, dass Nürnberg auch ein Viertel der „roten Laterne" bekam, wohin ich mich trotzt meines Alters als Frau nicht hinbegeben soll, folge ich der Einladung einer alten Nachbarin und Kollegin nach Freiburg - die freie Stadt am Oberrhein, wo schon 1120 die Rechte und Pflichten aller Bürger festgelegt wurden.

Die Herzöge von Zähringen sollen den Grundstein der Siedlung gelegt haben; nach einem hundertjährigen Konflikt zwischen Stadtherrn (die Grafen von Urach) und den Bürgern, kauften sich diese mit der Summe von 15.000 Mark Silber von der gräflichen Herrschaft frei und

begaben sich freiwillig unter den Schutz der Grafen von Habsburg. Bekannt wurden schon im Mittelalter die Edelsteinschleifereien; nach Herzog Friedrich der IV. „mit der leeren Tasche" wurde Freiburg herrenlos. Im Jahr 1424 wurden die Juden von hier ausgewiesen, erst 1809 durften sie wieder in die Stadt, nur aber, wenn sie Handelbetreibende waren. Mitte des 16. Jh. starben 2.000 Menschen an der Pest. Freiburg wurde 1632 von den Schweden erobert und danach wurde es zu einem Zankapfel zwischen Frankreich und Österreich, bis 1798 (Frieden bei Campoformio).

Die schöne Stadt gehörte bis 1918 zum Großherzogtum Baden, wurde dann wieder Freistadt, 1945 - 1946 stand sie wieder unter französischer Besatzung, erst nach 1952 wurde sie dem Land Baden-Württemberg eingegliedert. In Breisach gleich daneben wird die Idee eines vereinten Europa ausgearbeitet. Der eiserne Stier, der als mythologische Gestalt die schöne Europa entführte und von Griechenland auf den Boden des heutigen Europa brachte, verewigt bildlich die Partnerschaften zwischen den Städten Freiburg - Besancon (Frankreich) - Innsbruck (Österreich) - Padua (Italien) - Guildford (Groß-Britannien) - Madison (USA) - Lemberg (Ukraine) - Granada (Spanien) und Isfahan (Iran).

Unweit von Freiburg bei Breisach fließt der Rhein; Schwäne schwimmen zwischen Deutschland und Frankreich hin und her. Auf dem deutschen Ufer sind viele Ausflugsschiffe verankert; vom französischen Ufer, das nicht so rege ist, winken Kinder. Die feindlichen französischen Steinkugeln stecken noch immer in den Mauern der Breisacher Burg.

Obwohl Freiburg auch den Bombenangriffen des II. Weltkrieges zum Opfer fiel (am 27. November 1944 lag die Altstadt in 20 Minuten in Trümmern), bewundern Tausende Touristen, die jedes Jahr die Straßen bevölkern, das alte rote Rathaus (16. Jh.) und das neue Rathaus mit dem prächtigen Relief: die Jungfrau Maria mit dem Einhorn. Im 16. Jh. gab es hier schon eine „Academia Friburgensis". Als wir in Freiburg weilten, wurden hier soeben die „500 Jahre alte Universität" gefeiert.

Was besonders auffällt sind die Straßen, die mit halbierten Rheinkieseln gepflastert sind. In den Gehwegen sind Embleme und Wappen der Stadt und der Partnerstädte eingefügt. Die Technik wurde von Pflasterer aus Schweden vor 150 Jahren eingeführt. Seit damals, keine Reparatur auf den malerischen Wegen.

Der Stadtführer begleitet in das Colombi-Schlössle (heute Stadtmuseum), erbaut zwischen 1859 und 1861 von Gräfin Maria Antonia Gertrudi von Colombi für sich und ihre Töchter.

Eines der schönsten Klöster, die ich sah, ist das Franziskanerkloster von da (unweit vom Rathaus). Die „Barfüßer" kamen schon im 13. Jh. her und blieben bis 1785, als Kaiser Josef II. das Kloster umbaute und die Kirche zur Pfarrkirche machte.

Unzählige „Sonntagsfotografen" verewigen die alten Bürgerhäuser in Prachtfarben, mit Namen und Schildern versehen. Im Haus „Zum Walfisch" (erste Hälfte des 15. Jhs.) wohnte für Jahre der wohl berühmteste Gelehrte seiner Zeit, Erasmus von Rotterdam, bevor er nach den Exiljahren 1535 nach Basel zurückkehrte.

Die so genannte Hauptgasse wurde nach dem Besuch Kaiser Josef II. (1777) in „Kaiser Josef"-Straße umbenannt.

Das Haus „Zum goldenen Bären" (14. Jh.) soll angeblich eines der ältesten gut erhaltenen Wirtshäuser Europas sein. Das Haus „Zum Ritter" behält nur die alte Fassade, dafür zeigt das alte Kaufhaus, einst Sitz der Markt- und Zollverwaltung, noch immer stolz seine steinernen Lauben (Arkaden).

Nachdem man hier das Geld, das für 4 Tage ausreichen sollte, gelassen hat, begibt man sich fromm in das Münster unserer Lieben Frau, der Stolz Freiburgs, Kathedrale des Erzbistums Freiburg (Münster von „monasterium" - Mönchkirche). Es war anfangs die Grablege der Grafen von Zähringen, dann entstand 1300 der Westturm mit der Steinpyramide und dann erst 1370 - 1471 kam der prächtige Bau hinzu (Pläne von Johannes von Gmünd). Der Glockenturm misst 116 m. In dem Langhaus sind an den Wänden Kapellenräume eingebaut. Jakob Burckhardt nannte den Bau „der schönste Turm der Christenheit". In diesen Turm führen 329 Stufen und das Kirchenschiff misst 210 Meter. Die Glocke wiegt 3.259 kg und heißt „Hosanna" (1258 gegossen). Das Altarbild malte Hans Baldung Grien und huldigt der Mutter Gottes. In der Kirche zählte der Fremdenführer 123 Darstellungen der Hl. Maria. Darunter eine einzigmalige Vitralie, worauf zu sehen ist, dass die Windel des Kindleins Jesu von dem Horn eines Ochsen, der im Stall neben der Krippe kauert, aufgespießt wird, und dadurch das Kindlein auffängt. Die 4 Orgeln der Kirchen zählen 10.800 Pfeifen. Das prächtige Münster überstand den Bombenangriff von 1944; 2004 wurde eine vollständige

Restaurierung abgeschlossen durch den Münsterbauverein, der schon 1891 gegründet wurde. Man erfährt, dass die schwere Hosanna-Glocke jeden Freitag um 11 Uhr gezogen wird, als Nachlass der Witwe des kaiserlichen Feldmarschalls von Mercy, Vater oder Onkel unseres Grafen von Mercy, erster Banater Gouverneur. An unser Temeswar erinnert auch die „Herrenstraße" (bei uns heute Str. Buşteni genannt). In Freiburg war diese Straße von geistlichen Herren bewohnt, die im Münster tätig waren.

Tagelang besuchten wir die Hallen der Kunst, den Seepark, den japanischen Garten, das Schwabentor, das Münzerhaus, die alte Universität und wanderten durch die Kaufhäuser um den Bertoldsbrunnen mit seiner Reiterfigur - Nullkilometerstein der Fussgängerzone.

Wenigstens 2 Wochen braucht der Tourist, um die schönen Schwarzwaldortschaften zu besuchen, die Freiburg umgeben. So erreicht man den Schlossberg mit einer kleinen Seilbahn; man wandert auf dem Luisensteg. Mit der Regiofahrkarte erreicht man bald das Gunterstal, wo der Naturliebhaber in einen Bus steigt und das Schauinsland erreicht. Hier wurde 1930 die ertste Großkabineschwebebahn der Welt gebaut - der Gipfel zählt 1.284 m.

Wunderschön sind die Kurorte im Schwarzwald; so Kirchzarten, Hinterzarten mit dem Vogesen in der Ferne; der Schluchsee auf 935 m Höhe, wo wir am 11 Juli d.J. bei +7°C froren, als man in Temeswar +40°C maß.

Am Titisee dreht sich sowohl Wochentags als auch Sonntags das High-Life. Man hört alle Sprachen Europas aber auch Türkisch, Arabisch, Indisch, Japanisch, Chinesisch. Die herrlichen Geschäfte mit Souvenirs aller Art, von T-Shorts bis Strohhüte und Schwarzwalduhren, deren Preise auf 7.500 Euro steigen, ist viel zu sehen und es wäre so manches zu kaufen. Die Reichen filmen; eine Banaterin, die ein Jahr lang das Geld sammelt, um dann das Weite zu sehen, um sich irgendwo wieder daheim zu fühlen, kauft und schreibt emsig Ansichtskarten, um den guten Temeswarern, die in der Sommerhitze schmorren, zur Ablenkung das Alpengelände zu zeigen.

Aber auch an österreichische Verwandte wird geschrieben, die einen nicht im Mutterland sehen wollen, wegen der „Allwissenheit" (österr. „Obergscheitheit").

Es wird aus Sankt Blasien geschrieben, wo wir die schönste Kirche aus dem Süden Deutschlands sahen. Vorbild war beim Bau der

Sankt-Petrus-Dom aus Rom. Erbaut wurde sie um 1768 vom Fürstabt Martin II. Gerbert aus Horb, welcher der Meinung war, dass Bischöfe und Prälaten sich auch prächtige Bauten leisten können, wenn weltliche Herrscher (Könige und Kaiser) sich Burgen und Paläste bauen lassen. Der Architekt war Pierre Michel d'Ixnard aus Nîmes. Der Innenbau, die Altäre, alles ist aus weißem Marmor. Alle Kunstblumen und Kerzen sind weiß, so dass das Sonnenlicht das Kirchenschiff unsagbar zauberhaft erscheinen lässt.

Da muss man doch die Verwandten mal wieder fragen: „Prof. Hildebrand hat den Kreuzweg entstehen lassen. Ihr habst ja auch einen Hildenbrand gehabt, der viel in Wien baute. Habt ihr von ihm gehört?"

Von den Kaffehäusern und deren Terassen will ich hier nichts mehr sagen, denn der braune Trunk schmeckt dermaßen delikat, dass kein Capuccino, keine Melange und kein Espresso, sei es auch im Temeswarer „Blumenhaus" oder auf der „Symphonie Terasse" (das Opercafé) dermaßen mundet.

Hohepunkt der Reise war der Ausflug in die deutsche Schweiz, in den Grindelwald und nach Bern, als Geburtstagsgeschenk gedacht von meiner Freundin Edith Zornek.

Der Steir-Bus fährt über Säckingen (hier älteste Holzbrücke Deutschlands), die ehemalige Zollpforte zwischen Deutschland und Schweiz, durch unzählige Tunnels bei Arisfeld, Sissach, Epertingen in die Schweiz. Bei Lörrach grüßt die berühmte Milka-Schokolade-Fabrik. Der Rhein als natürliche Grenze macht hier eine Biegung von 103 Metern.

Der Ausflugführer erzählt breit über die Urkantone der Schweiz, das friedliche Zusammenleben der deutschen, französischen, italienischen Schweizer in ihren Kantonen und dazu noch die urige Erscheinung der Rätoromanen; von dem Rütli-Schwur von 1291 - Grundstein zur Gründung der Schweiz und dass heutzutage ein Bundkern regiert, auch Parlament genannt. Wir erfahren, dass Sankt Gotthard mit seinen 16,8 km mal der längste Tunnel der Welt war, jetzt aber überschritten ist von dem bei Oslo gelegenen Tunnel.

Aber es wird wieder an einem „größten" gebaut, auch durch den Sankt Gotthard, 54 km lang. Er soll 2014 fertig werden. Man fährt entlang stahlblauer Seen: Thunnersee, Brienzsee, Geisterweiler, Immensee - es sind 8 Seen im Ganzen; die Tiefe einiger erreicht 300 Meter.

Der Grindelwald-Urlaubsstätte reicher Leute, prunkt mit Restaurants und Pizzerias. Vor jeder Terasse erheben sich die Alpengiganten: Aiga, der Mönch, die Jungfrau (4.154 Meter hoch) und das Schreckhorn. Ewig weiß, ewig unter Eis. Drahtseilbahnen führen bis 1.800 Meter Höhe. Wir nehmen Abstand wegen der Kälte. Das Geld würde leicht reichen, da ein Euro - 1,50 schweizer Franken wert ist. Man wechselt gerne, man kann aber auch überall mit Euro zahlen. Ein schweizer Teddybär kostete mich 15 schweizer Franken, d.h. 10 Euro. Auf seinem Busen steht aber „mach dir nix draus!", so dass er mir nützlich war.

In Bern sollte man sich längere Zeit aufhalten, um die Geschichte dieser Stadt zu erfassen. Im Jahr 1191 schon gegründet, trägt sie den Bären auf dem Wappen. Deshalb wurde der Bärengraben neben der Burg wieder mit Bären versehen (seit 1954) - genau wie im Mittelalter. Schaulustige Touristen verweilen stundenlang am Rande des Grabens, um die kleinen Bären herumtollen zu sehen.

Auf der Laubengasse (3 km lang) der Innenstadt reiht sich Kaufladen an Kaufladen. Alles sehr teuer erhältlich, genau wie auf der Wiener Kärtnergasse. Plötzlich lesen wir auf einem Bürgerhaus: „Elternhaus Albert Einsteins". Die Mutter des Wissenschaftlers, Milena Einstein Mariçi, lebte hier bis an ihr Ende.

Unsere Touristengruppe interessiert Einstein nicht; sie wollen zum Markt, wo wir griechische Kirschen und türkische Pflaumen kaufen. Der Preis ist stets für 100 g angegeben und man kauft 300, höchstens 400 g Früchte. Dreißigerlei Brotarten gibt es. Wegen der vielen Touristen sind die Kaufläden am Markt nicht reiner als unsere. Als Gegensatz zu den vielen Banken sieht man auch arme, bedürftige Menschen auf der Straße.

Der Fremdenführer will uns stets zusammensehen, um uns zu erklären, dass man von hier schnell Chamonix mit dem Mont Blanc, d.h. die französische Schweiz erreichen kann, oder über Innsbruck bzw. Chioso nach Mailand - Italien kommen kann. Ob wir nicht mit der Steir-Firma an die Adria fahren möchten oder wenigstens entlang der Aar, des Flusses, der die deutsche Schweiz durchfließt? Der Rhein, grau, rasch, stürmisch, mit Wirbeln und Kaskaden (siehe Stein am Rhein) ist hier nur ein Nebenfluss der Aar.

Meine Freundin, Frau Z., will mit ihrem Sohn nach Zermath fahren. Sie möchte auch wiedermal mit dem Glacier, dem ellegantesten Europa-Zug fahren.

Ich erinnere mich. Als sie sich an mich wandte und meinte: „Halt dein Geld endlich zusammen. Kauf nimmer Tassen worauf *Edith* oder blöde Sprüche gemalt sind. Man muss auch nicht auf allen Terassen herumsitzen, eine Melange trinken und Pomes essen, die Kellner nach ihrer Heimat fragen und die 90-jährigen Damen nach ihrem Alter. Wir Schwaben haben sparen können, um Häuser zu bauen; ihr Österreicher seid's romantische, verschwenderische Genießer".

In dieser Zeit schaute ich mir gerührt die Wasserfontänen an, die zwischen metallenen Platten vor dem Schweizer Parlament hochsteigen, wenn jemand sie betritt. Kinder aller Nationen: weiße, gelbe, schwarze sprangen darauf herum, nass bis auf die Haut, laut lachend und vergnügt, als ob es niemals Kriege gegeben habe.

Ja, in der Schweiz gab es auch keine Weltkriege. Vielleicht dieses sorgenlose Etwas beim Anblick dieser Kinder gab mir den Gedanken ein, wenn diese lustigen Sprößlinge in Zukunft Europa leiten werden, werden sie vielleicht alle eine Heimat haben.

Es folgte ein Dies Irae -Tag des Zorns, mein Geburtstag.

***In Wolfsberg, im Garten auf Nr. 127,***
***unter dem Birnbaum auf dem Nudelbrett aufgeschrieben, August 2007***

P.S. Weil der Denkende plötzlich genug hat von dem Hansi Hinterseer und von dem „Was die Tüken wollen und nicht wollen" (bezugs Erlernen der 200 obligaten deutschen Wörter), fährt man wieder in die deutsche Wahlheimat für 20 Tage - Nürnberg. Hier wird der „fortgebildete" Mensch mittels Reisen mit entsprechenden De Niro-Filmen, Troya und Gladiator-Filmen erwartet, aber auch mit genügend Mister Beans-Komödien und paranormalen Gruselgeschichten. Auch Zeitungen aus Bayern stehen bereit, fern von Baden-Baden, Freiburg, Basel, Schwarzwald und hohem Alpengelände. Man sucht nach einem Monat fern vom Banat nach Nachrichten aus Rumänien. Außer zweier peinlicher Notizen über zwei herumirrende Freudenmädchen aus der Moldau, nur Hermannstadt als Kulturstadt Europas nebst Partnerstadt Luxemburg. In Wien, im Palais

Lobkowitz, soll siebenbürgische Kultur vorgetragen und vorgestellt werden. Viel Lob über Samuel von Bruckenthal (1721 - 1803), der einst in Hermannstadt das größte Palais im Südosten Europas baute. Das Weitere, dass er eigentlich Breckner hieß, wo er geboren und dass er Pastorensohn war, wissen wir. Nicht aber, dass es in Wien eine siebenbürgische Hofkanzlei gab, deren Leiter Bruckenthal war; dass er „geheimer" Ratgeber Maria Theresiens war, Freimaurer und sich in der Kulturbewegung der Aufklärung einen Ehrenplatz verdiente. Ich notierte mir einen Gedankensplitter Bruckenthals: „Jede Wahrheit braucht einen Mutigen, der sie ausspricht" und fuhr damit mit dem Pletl-Bus, zwischen Frauen, die im Westen geputzt und auf Kranke aufgepasst haben, Kellner und Geschirrwascher kleiner Restaurants, die 90 - 91 die notwendige Währung hatten um das Zeug zu kaufen, wieder heim. „Heim?" sagte ich. Was meinte ich damit: das Banat mit den vielen unbebauten Feldern, das Bergland, wo man kaum noch meine Muttersprache spricht?

Genug darüber, fahren wir nach Wolfsberg, jenseits des Prisloper Kreuzes, worauf noch geschrieben steht: „Gut, dass Gott diese Erde mal schuf".

*Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 65 / 2007*

# Wunderbare Bemerkungen meiner vertrauten E. Z. aus Freiburg und meiner Wawi Pankowa aus Wolfsberg

***Vortrag über Schiller***

Auf dem Rundgang um den Freiburger See:

- Stell dir vor. Wie wir herkommen sind, hat die Heidi aus Sankt Andre (sie lebt in Stuttgart) eine Stunde über Friedrich Schiller erzählt, wo ihr Vater doch so ein guter Tischler war!

***Ein Kompliment***

Auf der Breisacher Burg:

- Ich schau dich an, Edith! Schon in deiner Jugend hat deine Mutter ihr Gfrett mit dir gehabt. Die Nachbarn habn doch gsagt, du wirst einmal aus dem Zeitungspapier essen (anderes war damals keines), damit du keine Teller waschen musst.

***Kurz gesagt***

Im Grindlwald in der Schweiz:

- Was kaufst du dort? Einen Teddybären für deinen Sohn, eine Maskote? Deswegen kommst du zu nix!…

***Orientierungssinn***

Im Schwarzwald frage ich:

- Wir gehen schon 6 km und noch immer keine Busstation. Haben wir uns nicht verirrt?

- Du, schau auf die Natur und schreib ein Gedicht. Irgendwo kommen mir schon raus. Ich hab doch auf einer Tafel gelesen: 18 km bis Freiburg, das schaffen wir noch heut (es war 16 h).

***Schnell gehandelt***

Bei Todtenau fährt hinter uns ein Touristenbus in Richtung Notschrei. E. Z. ruft plötzlich:

- Herr Chauffer, bitte blinken und anhalten, der hinter uns fährt nach Freiburg zurück.

Und zu mir gewendet:

- Du spring von da runter und zu dem anderen hinauf, wir fahren zurück, es kommt der Regen.

***Bekannt***

In einem Reisebüro in Kirchzarten:

- Grüß Gott, meine Freundin hier war noch nie in der Schweiz. Beide sind wir Rentnerinnen. Welche sind die günstigen Karten?

Die Angestellte:

- Ja, von wo kommt die Freundin?

Ich, kleinlaut:

- Aus Rumänien.

- Na, dann bekommen Sie die günstigsten Karten beim Steyr-Bus, 26 Euro pro Person (wahrlich billig; Nomen est Omen!).

***Gastfreundlichkeit***

Nach 35 Tagen Westen, in Wolfsberg:

- Tante, es wua ti Red, der Bischof-Bacsi kimmt nach Wolfsberg. Ich hab 20 kg Schweinefleisch unt 20 kg Kalbfleisch kauft für ihn unt ten Herrn Kaplan. Jetzt wua er nit ta unt Se bringen's a ti Hühner bei. Tante, mir müssen uns in teni Wochen opfern unt uns vernichten. Da stehn a ti Flaschen mit Schnapps unt Heidelbeerliker.

***Geburtstagsfeier für den Hund***

- Hurra, heit hat ter Grinwald (Wawis großer Hund) Geburtstag. Tante, gehn'S in Guarten unt schreiben'S a Gedicht für „ten Hund"... In tere Zeit schenk ich teni Luftschnapper ten Hulperschnapps ein. Se komme' aus dem Garten unt lachen scheen unt sagen'S tem Grinwald tes Gedicht (aber Regie führt Wawi).

***Motivation***

Ich besuche Ilona:

- Ilona, warum kimme Se nit in tie Kirchen?

- Kann ich net. Tie Wawi hat jeden Sonntag an anderen Kittel oder a andres Leibl an...

### *Guten Morgen, Wolfsberg!*

Beim Frühstück. Wawi:

- Tante, machen´S tes Gassenfenster zua. Ti Luftschnapper schauen alli wie ti Hirschen beim Fenster rein, blau vor Hunger. Ter Pudel (gemeint eine Nachbarin mit kurzem Haar) sitzt schon vor ter Einfahrt unt ti drieben liegt mit tera nackten Pixen an ter Sonn' unt spekuliert auf unsre Himpermehlspeis.

### *„Guter" Ratschlag*

Auf dem Weg zum Prisloper Kreuz. Eine Wolfbergerin:

- Wohin, Tante?

- Zum Kreuz, zum lieben Hergott.

- O weiler, uns habn's ten scheenen Hergott gstohlen. Jetzt haben´s ten grauslichen hinghongen. Aber Tante, mir missen zufriedn sein. Wir machen tie Augen zua unt sprechen mit tem scheenen, alten Hergott. Machen´S a so!

### *Politisch geschult*

Nach dem Kirchengang. Wawi:

- Tante, mir sein Persönlichkeiten, mir missen jetzt mit alle redn unt scheen lachen.

Ich:

- Warum missen wir tes?

Wawi:

- Die Politiker geben doch a allen die Hand unt lachen scheen; sonst machen's nix. Tes is ti Prozedur, wenn aner am Pferd sitzt mit tem, ter zu Fuß lauft.

### *Die gescheite Enkelin*

- Was macht ti Bianca noch, Nany? Ti muss schon groß sein.

- O maica! Ti is stuark gscheit. Ti sitzt ten ganzen Tag vor tem Compluter oder vor tem Telebidor...

- Was will's werden?

- Ich hab vergesse, Tante. Etwas, wo sie viel Göld verdient und nit uarbeiten muss.

***Kurze Befehle***

Zu den freundlichen Touristen. Wawi:

- Naa, mir geben ka Unterschriften. Nur am Abend, wen ti Glocken leit! Was fotografieren? Nur Sonntag, wenn ma pemisch anzog'n sein. Ordnung muss sein: ti Tante geht jetzt ins Dorf unt gibt freindlich ti Hand unt ich geh in ten Guartn zu teni Eadäpfel.

***Kurzes Kunsturteil***

Weil Wawi und ich von Nr. 127 die Alleswisserinnen vom Berg sind, fragen uns Touristen:

- Was stellt die Holzskulptur am Berg vor der Einfahrt dar? Einen Wolf, einen Hund oder ein Pferd? Darunter soll „balaur" - d.h. „Drache" stehn.

Ich meine:

- Das ist das trojanische Pferd.

- Ei wo, Pferd! kontert Wawi: Tes is ti Nachbarin Nany von hinten gsehn (eine Gegnerin meiner Wawi).

***Motivation Nr. 2***

Ich:

- Wawi, warum schleppen's am Abend den Regenschirm mit, wenn´s nit regnet?

- Tante! Wegen tene Schäferhundn, tene Bikos von tere Leni unt wegen tem Nachbarn Edi.

***Touristenempfang***

Wawi:

- Kimmts eini! Kimmts eini! Die Kichler (Krapfen) sein noch wuarm. Ter Hund beißt nur ti schlechten Leit, ti guden lasst er rein.

- Ja, wie bemerkt der Hund den Unterschied gleich?

Wawi:

- Er sieht tes. Er is gscheiter wie ti Städter unt kennt sich in der Umgebung besser aus wie ti modernen Luftschnapper. Wollts in ter Kuchl sitzen unt essen oder im *Lusthaus*? (Gemeint der Kiosk, die Laube in Wawis Garten).

Alles will natürlich ins „Lusthaus"…

- A so, ruft Wawi erfreut. Ihr seid's a Dichter. Tort muss a jeder dichten unt mir tes Manu-Blatt (gemeint Manuskript) geben. In ter Kuchl sitzt jeder umasonst, aber tes Lusthaisl... dort sitzt die Tant' und spekuliert. Wenn es finster wird, red' sie mit tem Semenik unt tem Wald.

Meistens haben Touristen, welche die Gestalten nicht kennen, genug davon und verzichten auf Kichler und Lusthaus. Wawi blickt ihnen nach und schlussfolgert:

- Schwache Leit, wenn ti nit amol im Lusthaus was dichten kennen"...

*Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 65 / 2007*

## Abendgespräch in der Wolsberger Stube

- „Tes wua ter Wesselak, ter sei Haus für tes marodi Klumpet gebn hat“ (gemeint das Dorfmuseum).

- „Naa, tes wua ter Ponkratz. Tes wua a Triangl-Haus. Ter Guartn wua a Halbscheid, wie bei tere Kati.“

- „Tes wua a Zwickl wie beim Biko-Sepp. Tante, sagen Se, welche a Recht hat.“

Weil ich nicht weiss, was ein Triangl, eine Halbscheid ist und auch die Kati nicht kenne, wehre ich ab und wechsle das Thema.

- „Ich war heute am Friedhof und habe das schwere eiserne Kreuz von einer Barbara Weinfurter bewundert, die doch ziemlich jung starb.“

Jetzt vereint sich der Chor der vier Baseln und ich werde beinahe angeschrien.

- „Ti Zangls, ti Sutters, ti Köstners habn noch scheeneri Gräber und ter junge Muckenschnabl… Tes eiserne Kreiz is nix, tes werden ti Zigeiner stehln, mir brauchn Stoaner (gemeint Zement und Marmor), auf teni Gräber. Tes Grab vom Motelwirtn Heinz sollen’S sehen. Ti uarme Mutter is aus Salzburg kimme, damit sie tem a Stoan aufs Grab stellt.“

- „Ter missen mir a Einladung zum Essen machn“ bemerkt die Wawi, „au weiler, ti Frau is uarm“ (Frau Rittsteuer ist eine elegante Dame, die täglich auf ihrem Friedhofbesuch das Dorf abschreitet).

Ich will erklären, warum es nicht unbedingt notwendig ist, der Dame „a Gselchtes“ und „pemische Knedl“ vorzustellen; es wird mir aber erklärt, dass „a Hulperschnapps, Tante, tes wär was. Ti Person ist gekränkt. Ter miss’ ma helfen...“

Das Wort „Hulper“ (Heidelbeer) gibt der Wawi den Gedanken ein, in die „Hinterkammer“ zu eilen und einen Schnapps zu bringen. Gläser werden gebracht und es wird aufs allgemeine Wohl getrunken, denn „bald sa ma a am *Friedhof*“ (hoffentlich nicht vor Freude).

- „O, Mutter Anna“ seufzt die Leni, „heit wua lang a Teitschländer bei engerem Fenster gstanden um a Pichl mit Unterschrift“.

Da springt die Wawi auf:

- „Kenna ma net! Ti Unterschrift gebn ma nua am Abend, wenn ti Marga die Glockn gzogen hat. Tes Klumpet von teni Herrischen sitzen

ten ganzen Tag vor tem Computer unt wolln's a Unterschrift. Gestern hab ich ten Grinwald über zwa Hear werden lassn. Ter hat se in ter Reih'ghabt!"

Hier greift die kleine Wawi ein (sehr klein von Wuchs, 84 Jahre alt):

- „Aber zum Theresientag missen'S kimma, Tante. Tann kimmt ter Erwin (Wolfsberg kennt keine Titeln) mit seinem Weiberchor. Gudi Leit! Anständige Frauen, aber ane schnauft so stuark, wenn sie ten Berg naufschiebt. Sie singt wie a Lerchn unt kennt alte Werter von teni Lieder..."

Da will ich doch wissen, welche von den lieben Damen „schnauft" und es wird schnell beschrieben:

- „Ti mit dem blauen Kittel".

Die Chordamen tragen nämlich Dirndeln in verschiedenen Farben, so dass ich mich nicht auskenne, wer welche Farbe trägt.

- „Se wissen amol nix von tere Welt, Tante" bemerkt die Wawi. „Nit amol, dass nur ti Ruabn (Rüben) Plätschn habn unt nit ter Kren".

Ich gebe mich geschlagen in meiner Unwissenheit.

Eine der Wolfsbergerinnen wirft aber erneut Stroh in das Gesprächsfeuer.

- „Morgen zur Maria Himmelfuahrt ziegen mir ti Tante pemisch an."

Die Wawi bringt sofort 15 Leibeln und 12 Röcke, sie werden mir angepasst.

- „Tes gibt a Hetz morgen!" wird frohlockt.

- „Ich (sagt die Wawi vorlaut) unt ti Tante lassen uns fotografieren von tene alle (geringschätzig) unt wenn tes 6. Buch erscheint, tann missen mir aufs ersti Blatt, auf ten Deckel. Wenn Se, Tante, tes noch schaffen, tann...", ihr Blick schweift zufrieden durchs Fenster bis zu den Höhen des Semeniks, „tann sein mir zwei so weit".

Niemand weiß „wie weit", aber der Blick erinnert mich an Goethes Zufriedenheit als er zum letzten Mal seinen „Faust" revidierte und die bekannten Worte aussprach: „Mein ferneres Leben ist mir von nun an ein Geschenk".

Plötzlich erhebt sich im Garten ein Geschrei. Nachbarn warnen:

- „Wawi, ti Bikos (Stiere) von ter Leni sein in teini Plätschn!"

Gleichzeitig meldet sich in der Einfahrt ein Ehepaar, das aus

Villach - Österreich kommt und mit mir sprechen will (Fam. Peter Esterl).

- „Sakrament!“ - ruft die Wawi.

- „Tes is a Verkehr seit die Tant’ da ist. Tie Esterreicher in teri Einfuahrt, die Bikos in teni Plätschen. Ich schaff’s nimmi! A Verkehr, wie vor ter Karansebescher Kasern!“

*Sei mir gebenedeit, du heimatlicher Ort,*
*muss ich schon heute oder morgen fort;*
*Bleib mir auch weiter treu, du Bauernvolk, das ich so gern.*
*Der Semenik begrüße mich aufs Immer - wieder aus der Fern.*

***Wolfsberg, vor dem Marientag,***
***am 14. August 2007 geschrieben***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe” Nr. 11 / 2007***

# Deutschböhmisches Dorf im Hochsommer

Die Sonne, ein glühender Ball hinter einem azurblauen Himmel, erhebt sich über den dunklen Tannenwald im Osten. Das Kreuz am Prisloper Berg zeigt seine Umrisse deutlich wie in den Malbüchern der Schulkinder.

Eine Bäuerin eilt den Abhang des Dorfes hinunter, links die Milchkanne, rechts den Korb mit Birnen tragend. Sie sorgt bestimmt für eine alte, alleingebliebene Nachbarin.

Städter mit Sonnenhut, in kurzen Hosen und einer Trägerbluse, steigen langsam die steinige Gasse zu den Felsen hinauf. Hundegebell hinter den Toren begleitet sie.

Aus dem hohlen Seitenweg, Hollergass' genannt, weil hier noch Holunder blüht, schleichen zwei grimmige Schäferhunde mit stachligem Drahthalsband in das Dorf. Sie wittern bis weit die Knochen, die jemand auf die Gasse warf. Ein Kalb wurde gestern geschlachtet.

Weil es Samstag ist, duftet es durch die weit geöffneten Fenster nach Keichler (Krapfen) „pemische Tatschen" und „Hulperkuchen" (Heidelbeerkuchen). Man heizt in der Küche den Ofen, trotz der Hitze von draußen. Auch der harzige Wald duftet von der „Kulm". Weil es immer heißer wird, werden die jungen Stiere, die frei am Bach links weiden, unruhig. Sie werden ohne Bedenken von Bäuerinnen heimgetrieben. Die alten Bäuerinnen tragen noch ihre Tracht, die Jungen, die nur selten ins Dorf heimkommen, haben sie abgelegt. Die Tracht verleiht ihnen Persönlichkeit, darum messen die Jungen jene Alten mit langen, anerkennenden Blicken.

Auf einer Bank unter den Ranken einer Schlengrose sitzen zwei Mädchen böhmisch zamgstellt. Eine Krause um den Hals, Samtleibchen, Spitzenschürze, die Zöpfe hochgesteckt. Touristen nehmen 4 Meter Abstand, heben ihre Fotoapparate in Augenhöhe, stolpern dann nach vorne in den Dorfgraben und verewigen die Schönen, die es nicht ahnen, wie schön und natürlich sie sind, von nahe, fern, links und rechts.

Im unteren Dorf fallen schwere Hammerschläge. Weil keine Pferde mehr da sind, gibt es keinen Schmied mehr. Es wird aber ein hölzernes Kreuz auf dem Friedhof in den Boden gerammt, weil das alte schon morsch war.

Zwei kleine Kübeln mit Silber- und Goldfarbe werden von einem „Derndl“ (junges Mädchen) durch das eiserne Tor des Friedhofs getragen.

Die Namen der Helden müssen in der Kapelle abermals überschrieben werden. Wer Helden hat, soll sie ehren, bis der Letzte das Dorf für immer verlässt.

Es ist so heiß, dass kein Hund mehr bellt. Beim Dorfeingang, beim Kreuz erscheinen rumänische Bäuerinnen aus Goletz und Werendin. Sie tragen Körbe in den Händen und einen Leinensack auf dem Rücken - keinen Buckelkorb - und rufen: „Pflaumen. Äpfel“. Dass es verlockender klingt, fügen sie hinzu: „süße Äpfel, Rauhreif-Äpfel („mere brumării“).

Es wird kein Tor geöffnet. In diesem Sommer reiften die Äpfel und Birnen des Berglandes unter der heißen Juli- und Augustsonne auch hier.

Weil man schon eine Art Wasserleitung im Haus hat, sind nur noch zwei Brunnen auf der langen Gasse benutzbar. Die müden Goletzer Frauen scheinen das zu wissen. Sie schöpfen Wasser, trinken in langen Zügen, legen sich dann in den Schatten eines Lindenbaums und schlafen kurz darauf ein, auf dem harten steinigen Boden, so wie es ihre Vorfahren vor Jahrhunderten taten. Und wieder eine Ruhe, die nur hier erlebt werden kann.

Dann eilt unerwartet eine wohlbeleibte Frau, mit einem Schlüsselbund in der Rechten, der Kirche zu. Es ist 12 Uhr genau und die Glocke aus dem hohen Turm, von wo bei Nacht die Käuze rufen, muss dies verkünden. Ihr Läuten ist friedlich, einladend, beruhigend.

Im Pfarrhof, wo kein Pfarrer mehr wohnt, sitzt ein Maler und verewigt die Bäume mit den roten Vogelkirschen, den blauen Himmel und das silberne Band des Baches. Irgendwo in einem westlichen Land wird man sagen: „idealisiert“ oder „naive Kunst“.

Das Mühlrad steht seit langer Zeit still. Unweit sitzt eine städtische Frau und schreibt. Vielleicht einen Brief an den fernen Sohn, vielleicht preist sie nur den Augenblick... Wenn alles ruht, breiten Romantiker die Flügeln ihrer Seele aus.

Neben der Kirche steht bescheiden, doch noch immer, die Sommerblitze und Gewitter abwehrend, die Kapelle der Heiligen Anna. Dahinter, zwischen Margeriten und Löwenzahn, kniet eine Frau. Man kann ihr Gesicht nicht sehen, aber man hört ihr Beten. Wahrscheinlich kennt sie kein Gebet an die Hl. Anna, darum fleht sie Maria an, wissend, dass diese Mutter immer hilft. Sie spricht das:

Hilf Maria, es ist Zeit,
Mutter der Barmherzigkeit
...
Zeige, dass Du Mutter bist,
Wo die Not am größten ist.
Hilf Maria ...

Glücklich das Volk, das noch so eine friedliche Heimat hat und auf Gottes Macht vertraut.

***in Wolfsberg,***
***am 17. August 2007 geschrieben***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 11 / 2007***

## Gewitter auf Banater Höhn

Grünwald, der Hund, schleicht in die Einfahrt,
die Schwalben verlassen die Nester nicht.
Man hört das Rufen der Hirten ganz nah',
die Schafe am Berg stehen jetzt dicht.

Jemand zieht die Glocke im Turm,
ihr langes Läuten heißt: „Leit, es gibt Sturm!"
Damen mit Sonnenhut, doch ohne Schirm,
bitten die Wawi um Patschen und Kirm.

Schwarz sind die Wolken, bedrohlich der Wald.
„Tante, geben'S obacht, jetzt kimmt ter Blitz bald!"
Feuer vom Himmel, Wasser in Strömen,
ein lautes Krachen, dann folgt das Dröhnen.

„Sei ma nit traurig, morgen gibt's Sonn".
Oben am Felsen erhebt sich der Mond.
Alles blüht wieder, was müde dalag,
Gott feiert mit uns den Marientag.

***Wolfsberg, am 15. August 2007***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 11 / 2007***

## An die Wolfsberger Wälder

Wer hat dich wachsen lassen, du hoher Wald?
Wer hat dein Werden und dein Sterben in Gewalt?
Warum sind deine Pfade die schönsten, die ich sah?
Das Silber deines Bodens, der blaue Himmel sind dir nah.

Dein Rauschen hat schon manchen Künstler tief beglückt:
Der Maler greift zum Pinsel, der Dichter seinen Bleistift zückt
und jeder feiert dich, lässt sich berauschen,
die Musiker die Semeniker Walzer bei dir lauschen.

Ganz jungen Schrittes begeb'ich mich in die Gemeinde.
Der Heuduft weht entgegen mir von meiner Almweide.
Du streust mir deine Tannenzapfen im Sonnenuntergang,
ich grüß dich immer wieder und steh' in deinem Bann.

***Wolfsberg, im Hausgarten,***
***am 10. August 2007 geschrieber***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 11 / 2007***

# Im Dickicht des Gestzes

Seit anno domini 2001 soll (angeblich) das Gesetz Nr. 10 in Funktion getreten sein. Besonders interessierte uns alle Enteigneten, Nazionalisierten, „Abgetragenen" im engsten Sinne der Paragraf 10, der mit einer O.U.G. (für gewöhnliche Sterbliche eine unbekannte Abkürzung) Nr. 209 aus dem Jahr 2005 ergänzt wurde.

Diesem zufolge sollten wir endlich, nach Jahrzehnten, entschädigt werden für einiges, das man uns im Handumdrehen in 24 Stunden genommen hatte. Es soll auf „Einiges" besonders hingewiesen werden, denn für die soliden Häuser, die abgetragen worden waren, hat man uns eine Geldsumme hingeblättert, die manches Mal ausreichte, um einen Fußboden in den desolanten Wohnungen zu legen, die man uns zuwies und, wenn man es sich gut einteilte, reichte dies Geld auch für den Transport der Möbel mit einem Lkw in die neue, kahle Wohnung.

Diese Wohnungen sahen wirklich ungemein unsauber und unbewohnbar aus: Das Wasser im Badezimmer rann nicht ordentlich ab; an dem altmodischen Wasserbassin der Toilette fehlte die Kordel; die Wände hatten nur dann und wann eine weiße Grundfarbe; die Fenster schlossen nicht und die Eingangstür öffnete sich nur, wenn man mit der Faust den Türrahmen bearbeitete oder wenn man der Tür einen tüchtigen Tritt versetzte. Der Balkon hing nach links, als ob vor 2 Wochen das Erdbeben einer japanischen Insel die Baba-Dochia-Straße heimgesucht hätte.

Ein Freuderausch schwebte also über die 4.500 enteigneten Bewohner Temeswars, - es waren derer viel mehr, die Hälfte war aber schon gestorben, an Herzkolaps und Hemiplegie, die meisten lebten irgendwo jenseits dieser Grenzen -, denn jetzt wird doch eingesehen, dass die Generation der Eltern und danach wir ehrlich gearbeitet und etwas erworben haben.

Der Auftakt war eine Audienz, wo man aufgeklärt wurde, wieviele Papiere ein Mensch brauche, um zu beweisen, dass man Tochter oder Sohn des so und so... ist, dass man geerbt hätte, dass es dieses Haus oder jenen Garten überhaupt gab, dass dies in einem Grunbuch stehe - zum Glück von einem Kaiser Josef II. hier in Banat eingeführt - dass man noch Staatsbürger seines Vaterlandes sei, dass man überhaupt

geboren wurde und dass man so und so viele Quadratmeter besessen und auch Steuern dafür bezahlt habe.

Auf das Weitere erinnere ich mich nicht mehr. Ich weiß nur, dass meine Mappe 14 gestempelte Dokumente enthielt und dass ich irgendwo im Parteere des Rathauses Reihe stand, damit man mir die Mappe, welche die Nr. 1481 erhielt, abnahm. Dass ich unter der Zahl 1.500 stand von den 4.500 Bittstellern, beweist meinen Ehrgeiz und meine Disziplin. Ich stritt mit keinem Erben aus Österreich bezugs womögliche Erbschaft von meiner guten Mutter, mein Sohn und ich verzichteten stolz, wie die Ritter des Mittelalters aus Siebenbürgen, auf die Erbschaft seitens seines verstorbenen Vaters aber für die Habe meiner Eltern war ich bereit, zu kämpfen.

Seit 2001 sind 7 lange Jahre verstrichen. Die Führung des Landes wechselte sich: „es gingen unsere, es kamen unsere", nach einem alten rumänischem Sprichwort. Die Herren Beamten vom Rathaus machten über die heißen Sommermonate, die vom Balkan aus in unsere Land einschlagen, lange Ferien. Sobald es zu regnen und zu nieseln begann, wurden wir durch auf Computer geschriebene Briefe in Druckbuchstaben, Lapidarschrift, Cursivschrift oder sonst wie verständigt, dass wir nochmals beweisen müssen, dass wir Eltern hatten, ein Haus auf Nr. 16 und nicht sonstwo, dass unser Garten an jenen eines Dumitru und Dorina... grenzte und und...

Als es mir zu viel wurde, schrieb ich den Herren mal einen langen Brief - ganz mein Stil. Ich ließ sie wissen, dass aus der Parzelierung der großen Gärten eines Herrn Costea, eines Herrn Wehrhof und der Habe meines gottseligen Vaters die Nebestraße mit dem schönen Namen Constantin der Große entstand, dass nach diesem historischen Datum mein Vater zum „Volksrat" gerufen wurde, damit er angeblich einverstanden sei, dass man uns noch 3 Meter entlang des 32 Meter langen Zaunes nehme, damit die Straße so breit werde, wie sie es noch heute, im 3. Millennium ist usw. usf. - wofür wir niemals ein Geld bekommen haben.

Die Herren wurden nervös, führten mit mir Telefongespräche über die Zentrale des Rathauses aus und meinten, ich schreibe hier Lebensberichte und Tätigkeitsberichte, wie zur Zeit des verstorbenen Diktators und dass sei nicht schön.

Ich möge vor einem Notar eine Erklärung abgeben, dass ich im Falle, dass ich etwas bekomme und im Falle, man merke, dass 2 Quadratmeter mehr in den Papieren eingetragen seien, ich alles zurückerstellen müsse, ja auch bestraft werden könne. Seit einem Jahr gebe ich Erklärungen ab, die autentifiziert werden müssen - für Geld natürlich, vor einem Notar. Einmal stimmt das Datum nicht, ein anders Mal sollte ich „ich verpflichte mich" schreiben und nicht nur „ich unterschreibe die Richtigkeit des oben Geschriebenen"; dann kam schon „ich verpflichte mich zu rambursieren" usw. Was ich rambursieren könnte, weiß kein Hund. Angeblich wird alles, nur kein Geld für die verlorene Habe gegeben.

Eine einzige Notarin war so fair und sagte mir unlängst lächelnd: „Es sind noch 50 Tage, dann gehören wir zur EU. Dann bekommen sie das Erwünschte zurück oder sie können die ganze Trilogie von Grundbuchauszügen, Bestätigungen, Erklärungen und Erbscheine aufs Feuer legen, weil nichts mehr einen Wert hat".

Ist sie eine Kassandra und ich ein verlorenes Kind Europas, das mal Eltern, Haus, Ansehen und eine Zukunft hatte oder vielleicht ist sie nur eine Frondeurin von einer Beamtin und ich werde weiter mein Geld verdienen, indem ich Kinder der gewesenen Genossen Deutsch lehre, damit diese bald im Westen sitzen und ich weiter am Boden der ruhig weidenden Schafe im Sonnenuntergang einer gottbegnadeten Landschaft bleibe. Was soll´s? Ich liebe meine Heimat bis an mein Ende.

***November 2007***

# Emblem des Banater Berglands

*Zur Persönlichkeit eines Julius Anton Baumann:*

In diesem Jahr (2008) wäre Ingenieur und Brückenbauer Julius Anton Baumann 100 Jahre alt geworden.

Geboren 1908 in der Banater Bergstadt Reschitza, damals schon Mittelpunkt des südungarischen Schwerindustriegebietes, konnte er als Junge erst in Großrumänien eine deutsche Schule besuchen. Als er die Quinta erreichte, wurde die Schule wieder aufgelöst, so dass er im ältesten Brückenbauerbüro der Monarchie tätig war. Bald absolvierte er das Deutsche Realgymnasium in Temeswar, bestand das Bakalaureat und studierte mehrere Semester an der Grazer Technischen Hochschule. Währenddessen erforschte Baumann auch die Geschichte des Banater Berglands.

Nach 1944 wurde Baumann im USIA-Betrieb Wiener Brückenbau im Hüttenwerk aus Donawitz beschäftigt und bei der Alpine-Montana. Schon vor dem Kriegsende war er in der „Betreuung der Südostflüchtlinge" tätig, so dass er nach dem Krieg im Flüchtlingsbeirat bei der Lösung der Vertriebenenprobleme mitgewirkt hat.

Die ausgesiedelten Berglanddeutschen mussten ihre alpenländische Herkunft beweisen. So entstand der „Heimatsverband Banater Berglanddeutscher e.V." und Baumann wurde der Bundesvorsitzende. 1989, als die große Welle der Aussiedlung stattfand, bekleidete er noch immer diese Funktion.

Er ließ die Nöte der Landesleute aus dem Bergland bewusst werden, worauf besonders die Steiermark wertvolle Hilfsaktionen startete. Die zweitgrößte deutsche Volksgruppe des Temeswarer Banats präsentierte ihr alpenländisches Volkstum in den Stadtmuseen aus Leoben, Schladming, Schloß Kindberg und selbst in Bonn.

Bis zu seinem Lebensende arbeitete der Verfasser an der Geschichte der Banater Berglanddeutschen von ihren Anfängen bis 1944. Julius Anton Baumann lebte ab 1944 im Ausland, so dass er nicht mehr die Etappe 1944 - 1989 als Augenzeuge erlebte. Uns ist sie aber bekannt. Durch seine Abhandlungen und Vorträge wollte Ingenieur Baumann immer wieder den einstigen Aufbauanteil des Banater Berglands in Südosteuropa bewusst machen.

Wir erlauben uns, daraus einen Exkurs zu schreiben zum Lob unserer Bergländer, der nun auf Seite 95 folgt.

# Exkurs zur „Geschichte der Banater Berglanddeutschen" von Julius A. Baumann

## (erschienen in Wien, Juni 1989, durch die Österreichische Landsmannschaft im „Eckartboten")

Das Buch zur Geschichte der Berglanddeutschen aus dem Banat, erschienen im Schicksalsjahr 1989, will eine Lücke in der Geschichtsforschung des Gesamtbanats schließen und womöglich Fehlwertungen berichtigen.

Das „Bergland" ist als westlicher Ausläufer der Transsilvanischen Karpaten dargestellt, dessen Flächengröße jene Nordtirols erreicht. Noch vor dem Eisernen Tor gab es Passübergänge, die schon im Altertum hart umkämpft waren, denn sie ermöglichten den Völkerschaften Durchbrüche zwischen dem Karpatenbecken und dem Balkanraum und den Zugang in die an Edelmetallen reichen Berge.

Daker, Römer und Germanen hatten hier schon ein Bergwesen eingerichtet; es folgte die Zeit der Arpaden, die schon im 13. Jahrhundert bayrische und steirische Berg- und Hüttenleute, denen bald die Zipser Sachsen folgten, zuerst nach Siebenbürgen riefen, und dann in das „Severiner Banat".

Leider hatte der Erzbau unter den Türken viel zu leiden und angeblich weisen noch heute viele kahle Hügel auf den Raubbau an den Wäldern zurück. Dieser Teil des Banats erlitt eigentlich zwei Belagerungen seitens der Türken und Wien zählt in seinen Chroniken 35 Kriegsjahre im Dienste der Vertreibung des „Kettenhundes" Europas aus dem ungarischen Raum. Das Severiner Banat wurde zwar nicht gleich unter die Oberherrschaft des Sultans gestellt und nicht gleich wie Mittelungarn als „Sandschak" dem Osmanischen Reich einverleibt. Schon 1233 hatte es eine Schlüsselstellung als Porta Orientalis bei Mehadia und im Gebirgspass des Eisernen Tores, zur Abwehr der feindlichen Völkerstämme und als Grenzmarkschaft. Die vielen Burgruinen sprechen davon. Nachdem die Türken 1552 Temeswar einnahmen, bekam es den Namen „Lugosch - Karansebescher Banat" mit eigenem Ban (Landeshauptmann), an Siebenbürgen angeschlossen. Es gab damals schon „feste Plätze" wie Lippa, Lugosch, Karansebesch, Mehadia und Orschowa. Karansebesch soll, nach Temeswar, die ansehnlichste Stadt des Banats gewesen sein (422 Häuser).

Die Könige Ungarns beriefen nicht nur Sachsen, sondern auch Bergleute aus Bayern und der Steiermark ins Land; so z.B. erschloss Graf Cilly mit Untersteirern im 15. Jh. im Mehadiaer Grenzgebirge den Bergbau, welcher der osmanischen Wut zum Opfer fiel. Im Jahre 1603 zogen viele Knappen mit ihren Familien unter Anführung des Bergrichters Blasius Erlbeck aus Kärnten nach Ungarn und begründeten den Aufschwung der oberungarischen Bergstädte.

Noch vor dem Frieden von Passarowitz (1718) legte die k.u.k. Hofkammer 1703 großen Wert auf die Kupfergruben aus Nordserbien (Maidanpek und Crnaika), von wo die Kupfererze über die Donau nach Orawitza zur Verhüttung geschafft wurden - hier gab es 23 Schmelzöfen. Einige Jahre später hatte Dognatschka seinen eigenen Kupferbergbau, dessen Kupfer nach Tschiklowa zum großen Hammerwerk geliefert wurde „wo man das Kupfer mittels großer, durch Wasser getriebener Hämmer zu Platten, Kesseln, Pfannen und anderen großen Gefäßen verschmiedete" (S.17).

Die Berge trugen Kupfer, Silber, Blei und Eisen und ihr Ruf war so groß, dass nach dem Frieden von Karlowitz (1969) Österreich „Spitzenkräfte" herschicken wollte und es wurden auch Fachleute aus Möllersdorf, Böhmen, Salzburg, Steiermark herbeigebracht, aber die Arbeitsverfahren konnten nicht gleich übertragen werden, so dass manches scheiterte.

Als aber 1721, nach der Befreiung Temeswars (1717) durch Graf Claudius de Mercy, der Direktionsrat S.F. Rebentisch 60 Zentner Erzlager zur Überprüfung nach Siebenbürgen geschickt hatte und die dortigen Schatzmeister über den hohen Eisengehalt staunten, wurden durch Einrichtungsbefehl Handwerker, Lieferanten, Handelsleute, Fuhrleute herabgesandt, damit „die von Gott besonders gesegnete Bergwelt ... nun nützlich gebauet... " (S. 19).

Man errichtete nicht nur Bergwerke, sondern auch Kasernen, Amtsgebäude, Brücken, Festungen bei Mehadia und Orschowa mit dem Eisenmaterial des Berglandes, aber auch aus der Steiermark.

Es wird vorgemerkt, dass 1719 Maurer aus Laibach auf der Donau herabkamen. Die Hofkammer sandte 1722 aus Tirol „120 Häuer, die sich auf Glas-, Blei- und Kieserzarbeit verstanden, 70 Haspler, Hundstoßer und Säuberbuben nebst einigen im Klausenwerke und in den Riesgefährten erfahrenen Leute; ...ferner 25 Schmelzer, endlich 20 Köhler und Holzknechte...". Diese Arbeitskräfte wurden nach Orawitza, Bokschan, Dognatschka und nach Maidanpek (Serbien) geschickt.

Wesentlich für die Entwicklung im Bergwesen war die Erlaubnis, aus den österreichischen Erbländern auch sachkundige Forstleute ansiedeln zu können, um die Holzlieferungen zu den Schmelzöfen zu verstärken (Wolfsberg, Franzdorf).

Man schuf auch Ordnung in administrativer Hinsicht: das Banater Bergland wurde in Distrikte eingeteilt: Fatschet, Lippa, Lugosch, Karansebesch und Orschowa - auch ein Teil des Werschetzer Distrikts gehörte dazu. Kaiserliche Beamte, Handwerker, Militär, Bergbauleute, Berg- und Hüttenleute waren zugegen als Graf Claudius Florimund de Mercy, 1721 aus dem Spanischen Erbfolgekrieg zurückgekehrt, mit einer systematischen Kolonisierung des brachliegenden landschaftlichen Banater Raumes beginnen konnte. Mit dem „Passbrief" Kaiser Karl VI. brachte der „Erste Schwabenzug" (1723 - 1726) Feld- und Weinbauern aus Franken ins westliche Gelände des Banats.

Das Banater Bergland war seit dem Frieden von Karlowitz (1699), 25 Jahre vor dem Ersten Schwabenzug Bahnbrecher und Wegbereiter für die bäuerlichen Kolonisten gewesen, denn diese „kamen in keine Wildnis mehr, sie fanden hier sehr geordnete Verhältnisse und zahlreiche Landsleute, welche ihnen die neue Heimat schnell vertraut machten." (S. 23)

Die Produktion der Eisenwerke war so fortgeschritten, dass keine Einfuhr von der Steiermark, aus Siebenbürgen oder Ungarn mehr nötig war.

Tatsache ist, dass 1733, als Graf Mercy bei Parma den Heldentod erlitt, etwa 300 Tiroler und steirische Bergknappen und Hüttenleute die jährliche Gesamtkupfererzeugung der Monarchie verdoppelt hatten und eine führende Stellung auf dem Weltmarkt erringen konnten.

Leider kam es 1737 zur „Katastrophe von Orschowa und Mehadia", folglich drangen türkische Korps ins Bergland ein. Als auch Belgrad verloren ging (Graf Neipperg schloss Frieden mit den Türken), musste der Kaiser auf Belgrad, Nordserbien und die „Österreichische Kleine Walachei" verzichten.

So kam es, dass in Orawitza das Oberbergamt zerstört, in Tschiklowa die Werke geplündert, der Forstmeister Mayer geköpft wurde und die Pest ausbrach. Zahllose Raizen / Serben, Walachen und andere Volksgruppen schlossen sich den Türken gegen die arbeitende Bevölkerung des Berglandes an und die Fachleute aus dem Banater

Bergland mussten erkennen, dass sie wieder ein Grenzland zur Türkei bewohnen. Die Kohlenlieferung, jedwelcher Aufbau wurde boykottiert und der Boykott durch Nationalhass unterstützt.

Als die 2. Etappe galt die Zeitspanne zwischen den beiden österreichisch - türkischen Kriegen (1739 - 1787 - 1791). Der Kaiser hatte zwar 1740 das „Illyrisch-banatische Militärgrenzler-Regiment - Sitz in Weißenkirchen - gegründet und seine Tochter Maria Theresia konnte infolge der Pragmatischen Sanktion ihr Erbe auch in Ungarn, Siebenbürgen und dem „Krongut Temeser Banat" antreten, aber sie stand vor leeren Kassen. Sie ließ trotz allen Gegebenheiten Fachleute aus den Alpenländern anwerben, damit das bereits errichtete Bergwesen wieder in Betrieb gesetzt werde.

Sie schickte auch die beiden Militäreinheiten des Banater Grenzegebietes, die Infanterieregimente 71 und 72, nie in den Schlesischen Krieg, um ein Schützgürtel gegen die Türken zu bleiben. 1741 wurde das „Maximilianische Berggesetz" eingeführt, wodurch am Gewerktag vierteljährliche Lageberichte der Hofkammer zugeschickt wurden. Es fungierten Bergämter in Orawitza, Saska, Moldowa und Dognatschka und das Berggericht tagte in Dognatschka. Entgegen der ungarischen Vorstellungen, die der Landtag 1741 ausarbeitete, blieb der Banater Bergbau der Wiener Hofkammer untergeordnet und kam zur ungarischen Hofkammer erst 1807, wo doch Ungarn so gern das Münzwesen überwachte.

Maria Theresia gründete 1767 in Schemnitz die Bergbauhochschule. Fachleute aus dem Kreis und Facharbeiter wurden zu den so genannten „Konsultationen" einbezogen, so dass die Produktion mit 139 Prozent stieg und danach lange Zeit konstant blieb, und nur wenige Unzufriedenheiten infolge schlechter sozialer Verhältnisse kamen auf.

Aus Tirol wurde die Tradition der „Bruderlade" für kranke und invalide Mitglieder und Hinterbliebenen der Bergleute mitgebracht. Es wurden die ersten Krankenhäuser errichtet und unter Josef II. wurde die Reform der Bruderlade durchgeführt, die Invaliditäts-Rente und die Rente der dauernd angestellten Fachleute und selbst die der dauernden Hilfsarbeitskräften festgelegt.

Besonders Orawitza, als Sitz der k.u.k. Bergmannschaft, entwickelte sich durch seine ärarische zentralen Aufgaben. Hier wurde eine Bergschule errichtet, ansehnliche Kirchen, das erste Theater des

Landes eröffnet, so dass viele geflüchteten Walachen aus der Großen und der Kleinen Walachei (Bufänen genannt) hier auch ein kulturell-orthodoxes Zentrum anlegten. Selbst Zivilisten und Militär aus Temeswar kamen in den Sommermonaten zur „Luftveränderung" her.

Gleichzeitig entwickelte sich auch Karansebesch, da die Rumänen hier ihr Bistum hatten und mit den Deutschen, welche die Stadt verwalteten, zu einer „Gemeinschaft" gelangten (S. 32) die sich zusammenwirkend mit der Verwaltung des Militär-Grenzdistrikts befriedend auswirkte.

Der Siebenjährige Krieg ging zu Ende, die k.u.k. Monarchie verlor Schlesien und damit seine Eisenwerke. Die Hochöfen und die Hammerwerke aus Orawitza und Dognatschka sollten die Produktion jetzt steigern, aber die Einrichtungen waren veraltert, so dass der Hofkriegsrat verordnete, ein neues Eisenwerk zu errichten. Es sollte Temeswar mit Waffen und Munition beliefern und weil es Wasser und Kohle benötigte, wählte man ein Tal der Bersau, im Waldgebirge des Semeniks. Am 1. November 1769 wurde der Grundstein des Eisenwerks Röschitz gelegt (aus dem rumänischem Recita, angeblich „kalte Quelle" - Baumann setzt ein Fragezeichen dahinter. Die Deutschen nannten es Reschitza, die Ungarn Resiczabánya). Die Hochöfen standen in Betrieb ab dem 3. Juli 1771, mit Stab-Polierhämmern und einer Bohrmühle zur Kanonenerzeugung. Die beiden Hochöfen, „Franziskus" und „Josephus" genannt, wurden mit Holz geheizt.

Die Zubringung der Holzkohle (besonders im Winter) war unsicher (Baumann nennt den Vorgang „per Achse"). Die Schwemmen mittels der „Klausen", „Lenden", „Triften" sollten das Kohleholz sichern. Der dritte Hochofen konnte in Reschitza eingerichtet werden und obwohl Ungarn drängte, das „Temeser Banat" der Stephanskrone einzugliedern, blieb das Banater Bergland der k.u.k. Hofkammer und die Militärgrenze dem Hofkriegsrat unterstellt.

Leider erlitt 1788 die Armee Joseph II. bei Slatina wieder eine Niederlage, die Türken „drangen mit ihren verbündeten Rumänen ins Bergdistrikt", verwüsteten 143 Ortschaften und töteten und verschleppten über 36.000 Menschen. In Steierdorf wurden selbst die Gotteshäuser geplündert.

Eine dritte Etappe bezieht sich nach Julius Anton Baumann auf die Zeitspanne 1787 bis 1855, d.h. vom zweiten österreichisch-russischen

Türkenkrieg bis zur Gründung der Österreichischen Staatseisenbahngesellschaft. Nach dem Türkenkrieg kamen noch 140 Personen aus der Steiermark aufs Semenik-Gelände, gründeten Franzdorf und den Eisenbergbau in Russberg - Ruskitza. Bukowetz - Fatschet - Gladna wurde angesiedelt und etwas später Ferdinandsberg und Nadrag. (Viele alte Bewohner aus Steierdorf siedelten in die neuen Ortschaften.)

Die wertvollen Steinkohlenlager wurden in Steierdorf erst nach 1790 entdeckt, so dass 1806 die Hälfte der Hölzer und Köhler bald im Steinkohlenbau tätig waren. Da mussten die Anwerbungen schon auf Mähren, Böhmen und die Slowakei ausgedehnt werden. Leider haben 200 Zipser Slowaken das Klima nicht ertragen, so dass viele gestorben sind.

Nicht nur Joseph II. besuchte das Bergland, auch Kaiser Franz I. weilte dort, wo er die Ansiedlung von Tiroler Freiheitskämpfern in Königstreu klärte und die Ortschaft in Königsgnad umbenannte. Mit der Kaiserin wohnte er mehrmals den Aufführungen im Orawitzaer Theater bei. Als das Herrscherpaar auch die Bäder bei Mehadia besuchte, gaben sie diesen erneut den Namen „Herkulesbad".

Um den Grenzabschnitt zwischen Militär- und Bergdistrikt abzusichern wurden die s.g. „Deutschböhmen aus dem Gebiet Klattau im Böhmerwald nach Wolfsberg, Weidenthal und Lindenfeld umgesiedelt." (siehe Baumann S. 40). Sie waren mit der Militärgrenze-Verfassung unzufrieden, wanderten teils zurück oder wurden Wald- und Holzarbeiter. Viele haben sich in Reschitza, Karansebesch, Sadowa und Franzdorf mit österreichischen Deutschen versippt. Ihre Sprache, die zum niederbayrischen, ober- und niederösterreichischen Dialekt gehört, wurde angeblich auch von Maria Theresia im Familienkreis (mit ihren Kindern) gesprochen, die sogenannte „Ui-Sprache".

Nach 1830 wurde auch hier die ungarische Sprache eingeführt, die Donau reguliert (1833), d.h. die Katarakten des Kasanpasses gesprengt. Ungarn brachte nach 1846 viele Slowaken aus Oberungarn ins Bergland; ein System von 6 Schächten und Stollen wurde im Bergbau eingeführt. Bei einigen Stollen musste man auf die Durchführung dieser Pläne verzichten, so dass der Ärar 750.000 Forint verlor.

Wegen weiteren Verlusten nach der ungarischen Revolution (1848 - 1849), verkaufte das k.u.k. Montanärar mit geheimer Genehmigung des Kaisers die Banater Berg- und Eisenwerke am 1. Januar

1855 an drei Großgesellschaften. Die „Privilegierte k.u.k. Österreichische Staatseisenbahngesellschaft" (StEG) erstand 132.000 ha. Die anderen Firmen waren jene der „Gebrüder Hoffmann und Madersbach" und der „Zsidovaer Eisenwerkgesellschaft". Bis ans Ende des Zweiten Weltkrieges blieben sie strukturell aufeinander abgestimmt. Die StEG erkannte rechtzeitig die Fortschritte in der Erzeugung des Stahls und in seiner Verarbeitung, daher war Reschitza der mährischen Großgesellschaft aus Witkowitz und der Alpinen Montan-Gesellschaft in Donawitz weit voraus. Bei dem Verkauf der Domänen gingen etwa 4.600 Beamte mit etwa 10.400 Familienmitgliedern in die neuen Firmen über.

Die 4. Etappe ist jene von der Gründung der StEG (1855) bis zum Ende des Ersten Weltkrieges (1918).

Durch ihre fachlichen internationalen Verbindungen konnte die StEG zu den vorhandenen Fachleuten noch weitere Gruppen aus Österreich ansiedeln, dazu 3.000 böhmische und slowakische Hilfskräfte, und frühzeitig das Bessemer-System und die Martin-Stahlerzeugung einführen.

Die StEG-Werke kamen allen Anforderungen des Eisenbahnbetriebs nach, wie: Bahnen, Lokomotiven, Brücken, allerlei Stahlkonstruktionen und während des Ersten Weltkrieges erfüllten sie auch die Rüstungsaufträge. Bei der Wiener Weltaustellung 1873 gehörten die StEG-Werke zu den bedeutendsten der Monarchie und nach dem Anschluss an Rumänien gehörte das Banater Bergland zum größten Schwerindustriegebiet im Südosten Europas.

Obwohl es unter diesen Gegebenheiten zu neuen „Berggesetzen" und „Bruderladengesetzen" kam, die für das ganze Kaiserreich verpflichtend waren (in Rumänien wurde ein Alterspensionsgesetz für das Bergwesen erst 1934 eingeführt), gab es Unzufriedenheiten.

Sie begannen im Jahre 1860 mit der s.g. „Flüsterstimmung" der letztangesiedelten slawischen Arbeitergruppen und wurden durch Spannungen zwischen der Bergverwaltung und den Gewerken weitergeführt; am 19. Januar 1897 kam es bei einer einberufenen Massenversammlung zu einem Schnellfeuer der Gendarmen ohne Warnung. Nach dem Streik von 1903 wurden 110 „Arbeitervereins- und Streikkomitees-Vertrauensleute" ohne Abfertigung aus der StEG ausgeschlossen; zwei Schächte wurden geschlossen und 200 Arbeitskräfte wanderten nach Amerika aus.

Eigentlich war die Arbeiterschaft des Berglandes längst vor 1903 organisiert. Die getarnten Organisationen waren 1861 der „Unterstützungsverein"; 1876 der „Arbeiter-Bildungsverein", 1901 die „Tischgesellschaft" und dann 1903 gründete man in Reschitza die „Metallarbeiter-Gewerkschaft", zu der auch die Arbeiter des Schiltals kamen. Selbst Friedrich Engels schrieb 1890 an die Ungarländische Sozialdemokratische Arbeiterpartei einen „naiven" (so Baumann) Satz in einem Brief uzw. dass Ungarn „ ...den Vorteil hat, von vornhinein international zu sein, Madjaren, Deutsche, Rumänen, Serben und Slowaken zu umfassen". Eben daraus entstanden aber Meinungsverschiedenheiten, da der Austro-Marxismus an der Durchführung des ideologischen Programms interessiert war und nicht an den gewerkschaftlichen Interessen. Bekannt ist, dass 1918 in Alba Iulia die Banater Deutschen die Anschlussbereitschaft der Gewerkschaften der Schwerindustrie kundtaten.

Französische Historiker behaupten, dass bei dieser Nationalversammlung Elemente der Sozialdemokratischen Partei des Berglandes versucht hätten, die Dynastie abzuschaffen. In Wirklichkeit wurde das Begräbnis von zwei bei Reschitza abgestürzten Flieger zu einem Massen-Treuebekenntnis zu Österreich. Das Propeller-Flieger-Kreuz am Reschitzaer Friedhof ist heute noch zu sehen und wird oft besucht.

Die 5. Etappe beginnt mit dem Anschluss an Rumänien und endet mit dem Frontwechsel im Zweiten Weltkrieg (1919 - 1944), als solche auch in die Geschichte Großrumäniens eingegangen.

Man weiß, dass schon 1915 Jugoslawien in London seinen Anspruch auf das Temescher Banat erhoben hat, sich auf die rumänischen Slawen und Kraschowener beziehend, um wenigstens das Industriegebiet des Banater Berglands anzuschließen. Die Serben verübten, diesen Wunsch äußernd, Terrorakte, so dass die Übernahme des Gebietes durch Rumänien anfangs eine Erleichterung darstellte. Leider hörte man bald von Racheakten, Totschlägen und gellenden Schreien derer, die von der Polizei „behandelt" wurden, so dass die Freude abebbte. Auch den Ungarn trauerte die deutsche Bevölkerung nicht nach, der gewollten Madjarisierung wegen. Es war interessant zu vermerken, dass die deutsche Beamtenschaft bald ungarisch sprach, aber die Arbeiter der StEG - infolge der Wander- und Lehrjahre in der Steiermark - sich ihrer Abstammung bewusst blieben.

Nach dem Ersten Weltkrieg gelangten die StEG-Domänen und -Werke nicht in rumänischen Staatsbesitz, sondern nach Jahren mit 51 Prozent an rumänische Kapitalgruppen und wurden „Uzinele şi Domeniile Reşita" (UDR); 49 Prozent waren Pakete in den Händen der Aktionäre der Entente, der Skoda-Werke und der Wiener Kreditanstalt. „Nach einer Inventur der Jahre 1928 - 1930 ist der Wert der UDR-Werke auf 49 Milliarden Lei veranschlagt worden" (J. Baumann, S.52).

Nach günstigen Jahren für den Lebensstandard des Berglandes folgte die Wirtschaftskrise von 1931, und die „Temeswarer Zeitung" vermerkte: „Das sterbende Reschitza, wirtschaftlicher Zerfall und Elend der einst reichsten Stadt des Banats."

Die Rumänen kannten zwar die Banater Schwerindustrie als „Hochburgen" („cetăți de foc") facherfahrener Menschen, aber langsam wurden deutsche Führungspositionen durch rumänische ersetzt. Man lebte eben in Großrumänien.

Die deutsche Bevölkerung sollte nicht romanisiert - wie unter den Ungarn madjarisiert - sondern sozial geschwächt werden, da sie ihre Arbeitsstellen verlor; es gab keine deutschen Beamten mehr, die rumänischen Scheinmeister und Betriebsleiter ließen weiter die Aufgaben von den früheren Meistern erfüllen, für weniger Lohn. Es gab keine Einheit der internationalen Gewerkschaften mehr, „die den Nationalisten widersprach". (S. 54), so dass die Arbeiterschaft, die deutsch sprach, im Wiederaufstieg Deutschlands die „Wahrung ihres Lebenstraums erhofften" (S. 55). Sie suchte jetzt Anschluss an die „großen" deutschen Volksgruppen Rumäniens, so dass am 1. Dezember 1940 im „Reschitzaer Arbeiterheim" die Gründung der „Deutschen Arbeiterschaft Rumäniens" stattfand, die ihren Verwaltungssitz in Kronstadt hatte.

Das s.g. „Siedlungsgebiet Bergland" führte ein großes Wort in den Gewerkschaften der Schwerindustrie des Landes. Es gab auch linksstehende Gruppen, die aus politischen Gründen dieser Entwicklung entgegenwirkten und ab Februar 1944 in allen Industrien des Berglandes bemerkbar waren. Angeblich war es eine Minderheit von einem halben Hundert Kommunisten.

Nach dem Frontwechsel vom 23. August 1944 wurden viele führende Deutsche aus den Werken verhaftet, die wenigen Kommunisten organisierten Arbeiterzellen in allen Bergstädten und empfingen sogar mancherorts Sowjettruppen mit Blumen. Nur einige tausend Deutsche

konnten 1944 aus Orawitza und Steierdorf über die Grenze flüchten.

Jede Geschichte des Berglands, selbst jene im Ausland geschriebene vermerkt, dass in dieser schweren Zwischenzeit die Rumänen sich den Berglanddeutschen gegenüber ruhig und oft helfend benommen haben, eine Folge davon, dass man sich sowohl im Arbeitsbereich als auch im Nebeneinanderleben kennen gelernt hatte. Man lernte den Fleiß, die Ehrlichkeit und das Bemühen der Österreicher, Böhmen, Slowaken, Italiener u.a.m., das Bergland zu kultivieren, kennen. In der Zeit der Umwertung aller Werte bangten zwar die Berglanddeutschen um ihre Existenz als ethnische Gruppe. Sie verließen ihre Heimat wahrlich nicht gerne, und die massenweise Auswanderung - nicht in ihre alte Heimat, sondern nach Deutschland - kennt viel Trauer und Heimweh.

Die heutige Zugehörigkeit zu einer großen Europa-Union in einem freiheitlichen Staat gibt den Berglanddeutschen die Zuversicht, dass sie wieder als die Erbauer der bedeutendsten Schwerindustrie von einst im Südosten Europas angesehen und geschätzt werden.

Heute werden wieder der Walzer, die Polka, die Zeppelpolka und der „Landla" getanzt und die Gastfreundschaft der Berglanddeutschen ist wieder ein traditionelles Bedürfnis. Die Berglandarbeiter führen den gern gesehenen Gast durch einen Praterrummel von Fragen, begleitet von kräftigen Witzen, Volksbelustigungen und hehren Kirchenmessen, weil „wer sich selbst respektiert, muss vor allem auch die anderen respektieren" (Reschitzaer Weisheit).

***Temeswar, im Januar 2008***

# Freunde und Überraschungen auf allen Wegen

Im Banater Bergland gibt es immer einen Grund, um liebe Freunde von nahe und fern zu einem Festtagstisch einzuladen.

Ja, man musste staunen, was an Persölichkeiten und Würdenträger in Reschitza zur Feier der drei Gründungstage des Kultur- und Erwachsenenbildungsvereins „Deutsche Vortragsreihe Reschitza“ anreisten. Man feierte 20 Jahre seit Erwin Josef Ţigla diesen Verein aus der Taufe hob und viele Freunde aus Österreich, Ungarn, Meran / Südtirol, Deutschland, Slowenien u.a.m. wollten dabei sein und mit den Banater aus dem Bergland, aber auch aus der Ebene (Temeswar) Gedanken und Meinungen austauschen. Und weil „man jung bleibt, solange man noch lernt, neue Gewohnheiten annehmen und Widerspruch ertragen kann“ (Marie von Ebner Eschenbach) bin ich so oft wie möglich dabei.

Der Zuhörer und Gesprächspartner sollte eigentlich stäts den Bleistift zucken und sich so Manches aufschreiben, was gewollt und ungewollt bei den wunderbaren Zusammenkünften gesagt oder gemeint wird. Einiges merkte ich mir, wie immer.

Da saß z.B. ein charmanter Herr neben mir, der einen nordischen Namen trug, obwohl er aus dem Sudettenland stammt und in Österreich lebt. Er unterrichtet Latein, spricht Französisch und Englisch und fordert Damen gerne heraus. Wir sprachen von den Indogermanen, aber auch von Ioan Holländer, dem Wiener Operndirektor und Temeswarer, zugleich. Da fragte plötzlich Herr H.: „Wissen Sie auch, was eine *Gurre* ist?“ Na schön, endlich etwas, was ich nicht weiß. (Gurre bedeutete, im Mittelhochdeutschem, Stute) „Bravo“, sagte begeistert Herr H., „dann kann ich Ihnen sagen, Sie sind eine Bissgurre!“ Leider verstand ich das Wort nur allzugut. Wir wurden aber danach gute Freunde.

Im schönen Wolfsberg wurde in den Peczi-Stuben gegessen, getrunken, musiziert und als wir uns schon „Servus“ sagten, auch gesungen. Ich forderte unser „Banater Bergland“-Trio auf, „Auf der Alm da gibt’s ka Sünd’“ zu spielen. Mein guter Freund Karl Ludwig Lupşiasca spielte aber lieber „Wien, Wien, nur du allein“.

Dann spielte der „Paga“ (von Paganini) Josef Ruzicska „O, du lieber Augustin“. Drei lustige Damen (Agnes aus Ungarn, Veronika aus Slowenien und ich) stimmten „Geh mach’ tei Fensterl auf“ an und sangen

gekonnt den Text. Herr Konsul Onofrei war tief ergriffen von unseren Kenntnissen, egal wo wir daheim sind. „Ihr seid wunderbar!“ rief er begeistert. Da stand aber im Türrahmen ein Banater Luftschnapper, den ich schon vor 30 Jahren in Wolfsberg auf Waldpfaden sah. Der alte Mann rief energisch dazwischen: „Ihr, ich mein die Österreicher und die Bergländer, seid’s dieselbe Rass: a hinterlistiges Bergvolk, des seid’s!!“

Auch mit Südtirol schloss ich Freundschaft. Wie nicht... Der Herr war äußerst belesen und wollte sich irgendwo vor einem Kirchengang einen rumänischen Cognac (Koniak) kaufen. Es fehlte ihm das rumänische Geld. Ich borgte ihm die 17 Lei dafür. Kurz vor dem „Auf Wiedersehen“ ließ er in der Rezeption des Hotels wechseln. Als der Bursche ihm das Entgeld für 20 Euro brachte, blätterte er mir die 17 Lei hin und dann fügte er hinzu: „Ich will Ihnen noch etwas lassen. Sie haben mir so viel über Banat erzählt“ und legte noch 3 Lei dazu. Für 3 Lei kann man in Temeswar eine Stadttoilette besuchen, aber sich auch ein weißes Brot kaufen. Es ist ergötzend, wie diese Herren, welche den Wehrungskurs kennen (1 Euro = 3,50 Lei) unsere Kenntnisse und Gespräche zu schätzen wissen. Schließlich verkaufe ich kein Wissen über das Bergland.

Natürlich waren wir auch in Ferdinandsberg, wo meine Wiege stand. Nach der Veröffentlichung des wunderbaren Buches von Peter Barth gesellte ich mich zu den Ferdinandsbergern, die leider zu jung (70 - 75!) sind, um sich an meine Eltern und an das Casino zu erinnern. Da entdeckte ich aber 2 Damen an die 80 Jahre alt und diese begannen begeistert von der Köchin Rosi (Roszi) zu erzählen und von Frau Höher (auch einstige Köchin im Casino). Die Beiden sollen so „gute Seelen“ gewesen sein, weil sie den armen Leuten manchmal Essen gaben. Eine wunderbare Lehre: nicht derjenige, aus dessen Tasche gegeben wird, bleibt in Erinnerung der Menschen, sondern der Gebende, der es aushändigt, der sich zeigt, den man umarmt und die Hand drückt.

Ja, man erfährt vieles, im Kleinbus mit den Gästen sitzend, so wie: wer dieser Ferdinand war, dem der Berg gehörte; wer die ausländischen Grafen sind, die jene reichen Banater Felder kauften, aber auch wer die Grafen von Moritzfeld, Schoschdja (Şoşdea) und Ghertenisch waren; wer aus der Familie Auschnitt - einstige Besitzer der Schwerindustrie aus dem Westen unseres Landes - noch lebt. Man staunt, was man alles über uns weiß, was wir nicht wissen. Und doch

wussten die lieben Gäste eines nicht: „Wieso sprechen Sie so Deutsch wie wir?“

Also bis zu diesem Punkt regte mich nichts auf. Ich war z.B. froh, dass man mir auf der Alm neben dem Motel des Seidl-Wirten, in der Steiermark, ein Grab versprach, im Falle, dass ich das Zeitliche segne; auch eine Kerze aus Wiener Neustadt (Niederösterreich) dazu. Unser Erwin verspricht mir seit 3 Jahren den Nachruf zu meinem Ableben zu schreiben - auch sehr lieb... Leider kommt er über die ersten 3 Worte nicht hinaus. Auch dass ich eine „beißende Stute“ bin, nahm ich großzügig an, denn ein Kern Wahrheit steckt dahinter. Wer Ironie mit Kritik verbindet, beleidigt oft, auch wer Humor mit Ironie verwechselt. Dass man mir 3 Lei für mein Wissen gab, war schließlich nett, denn so großzügig, wie wir in unserem armen Land sind, ist selten jemand. „A hinterlistiges Bergvolk“ sind wir vielleicht, denn um auf einem Boden als „Pächter“ zu überleben, muss man oft „listig“ sein. Nur gut, dass man sich der Rosi Néni aus dem Casino erinnert, denn das Essen stammte aus der Küche meiner Eltern. Wir wollen sie also in Frieden ruhen lassen.

Wenn man mich aber fragt, wieso ich so fließend deutsch spreche und dazu mit dem „Akzent“, dann werd’ ich wiedermal eine Bissgurr. Ja, was glaub’n die Herren, dass die braven Österreicherinnen, die auf dem Banater Boden, dem reichen, „picken“ geblieben sind, ihre Kinder die liebliche Muttersprache nicht gelehrt haben?

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe” Nr. 2 / 2008***

# Der geheimnisvolle Berg

Seit vielen Jahren stellt man sich die Frage, was doch so wirksam und heilend in diesem Wolfsberg ist, dass heisere Opernsänger in vollkommener Stimmform, nach 3 Wochen auf 1.000 Meter Höhe, heimkamen, Tyroidiskranke vollkommen geheilt waren und schlaflose nervöse Damen ausgeruht und gutgelaunt ihre Heimatstadt nach einem Monat Heuduft erreichten.

Dass mich die Vollmondnächte als Krebsgeborene (im Sternbild des Krebses) auf dem Berg der Wölfe in ihrem Zauberkreis halten, schrieb ich schon oft. Auch dass mich bei Nacht die sonderbarsten Träume in fremde Länder von dem Berg führen, mich allerlei Sprachen sprechen lassen, gab ich bereits preis.

Im Frühherbst des Jahres 2007 aber erlebte ich das Noch-nie-Erlebte. Es war die Nacht vom 14. zum 15. September, als ich das zweite Mal in den so genannten Sommerferien in Wolfsberg weilte.

Wir, d.h. der „Franz-Stürmer"-Damenchor, der Altmeister des Banater Berglanddeutschen Forums und des „Banater Bergland"-Trios, Karl Ludwig Lupşiasca, Jugendchefin Alexandra Damşea und... „wer kennet ihre Namen" (Schiller) unterhielten uns in den „Peczi"-Stuben beim Abendessen. Es wurde nur Mineralwasser getrunken, dafür spielte eine laute Musik rumänische Tanzlieder, die zur „Hora" (rum. Volkstanz) einluden. Weil die Chordamen aus Reschitza noch immer gern das Tanzbein schwingen, sprangen sie bald von ihren Plätzen auf und folgten Alexandra, Nina und noch zwei jungen rumänischen Frauen in den Reigen.

Schrille Töne waren zu hören, die man „chiuituri" nennt und ein schrilles Pfeifen. Es wurde immer lauter in den Stuben, so dass Karl Ludwig Lupşiasca und ich beschlossen, den Heimweg anzusteuern, da auf mich bei Wawi der Bayrische Rundfunk wartete und auf ihn der dunkle Abhang, der neben dem Friedhof zum Bach und zur Wolfswiese führt.

Man versicherte uns, es wären keine Hirten auf den Höhen und auch keine Hirtenhunde mehr. Ein hoher Himmel, noch ganz sommerlich mit tausenden Sternen besät und mit einem Halbmond, wölbte sich über uns und blickte uns freundlich an.

Beim Kreuz („La Cruce") trennten wir uns und wünschten uns gegenseitig eine ruhige Nacht. Karl muss in bestem Zustand sein Haus

erreicht haben, denn am folgenden Tag beglückwünschte er mich nach der Lyrik-Lesung im Festsaal.

Ich steuerte auf einer gänzlich leeren, schwach beleuchteten Straße den Weg hinauf ins Dorf an. Es bellte kein Hund, viele Häuser sind nicht bewohnt, nur dann und wann. Kein Wagen fuhr vom Lehrerheim ins Tal - eine seit Jahren nicht empfundene Ruhe. Wer gut gegessen hat und nicht mehr jung ist, steigt, wie man weiß, die lange Gasse schwer an. Doch ich fühlte nichts davon, noch mehr, ungefähr 20 Meter nach der Pension „Der Wind des Berges“ („Briza muntelui“) spürte ich meinen Körper nicht mehr, nur mein Verstand funktionierte perfekt und sagte mir, dass ich gehe, schneller als sonst, wie von jemandem getragen; auch dass meine Füße ausschreiten, ohne dass ich es will und dass ich die rechte Hand bewege, während die linke in meiner Jackentasche steckt.

Der Zustand machte mich glücklich, ich hatte überhaupt keine Sorgen mehr, es war mir egal, ob ich irgendwo, noch in dieser Nacht, ankommen werde, auch das ewige Bellen der Hunde fehlte mir nicht und ich schwebte in einem Zustand der Glückseligkeit. Das Empfinden dauerte genau bis zu dem Kirchentor, wo ich fühlte, dass meine Füsse auf Erde aufprallen (ohne es zu hören) und 10 Meter weiter, d.h. vor der Anna-Kapelle spürte ich den ganzen Körper, dessen Lunge bald tüchtig zu arbeiten begann beim Steigen auf einem Weg, der nach dem Köstner Haus Kieselsteine und Marmorstückchen anstatt Pflaster aufweist.

Schneller als ansonsten erreichte ich Wawis Einfahrt. Ich klopfte an das Tor, ans Fenster, sah Wawi mit den drei Bayern beim Heidelbeerschnapps sitzen, Pfannkuchen und weiß Gott was noch am Tisch - alles von einem grellen Fernseh-Lichtkegel beleuchtet, doch keiner hörte mich. Durch den engen Spalt des Tores rief ich den Hund Grünwald, der stets freudig aufspringt, bellt bis kann nicht mehr und mir entgegen läuft, als ob ich nicht nur die „Tante“ des ganzen Dorfes wäre sondern seine „Hundetante“ auch.

Endlich - es verstrichen mehr als 10 Minuten - kam ein Nachbar aus einem Haus, der mir beim Klopfen und Rufen half, so dass man mich hineinließ. Der Hund saß wie immer in der Einfahrt, sah mich fremd an, knurrte und zog sich dann schnell in den Hof zurück, Richtung Scheune, immer ängstlich zurückblickend, ob ich ihm nicht folge. Tiere, besonders Hunde und Pferde, sollen einen besonderen Instinkt haben, wenn dem Herrn, der Herrin etwas zugestoßen ist.

In der Küche wiederholte Wawi wahrscheinlich zum 7. Mal, wie man auf Wolfsbergisch „gehen wir ins Heu“ sagt. Sie sprach das „gai ma in ti Haiga“ ziemlich müde aus und mit gutem Grund: der bayrische Uni-Professor und Reporter hatte einen Bogen von etwa 60 Sätzen vor sich.

Ich weiß nicht, was ich ihnen sagte; eins steht fest, das Durcheinanderreden nach der Stille des Weltalls und das grelle Licht nach dem Sternenhimmel und der dunklen Gasse nervten mich. Die Leute gingen bald, und am kommenden Morgen, in aller Früh - ich saß ungewaschen im Nachthemd unter dem Birnbaum im Hof und sprach Gedichte - waren sie schon wieder da und filmten die Wawi, wie sie Krumpiern mit Paprika und Zwiebeln dünstete, als ob dies kein „déja vu“ aller Bauern seit Jahrhunderten wäre.

Gerne wäre ich am Sonntag noch geblieben, um mit Landsleuten aus Österreich zu sprechen, Meinungen und Adressen auszutauschen. Hans Jahraus war aber so freundlich und führte mich mit dem Rover heim - direkt bis nach Temeswar, da sein Sohn den nächsten Tag am Medizin-Institut Prüfung hatte. Herr Jahraus, der Enkel jenes Jakob Weinfurter, Gründer und Urheber des Tourismus auf dem Berg, hatte auch Medizin studiert, ist also ein Mensch mit dem man über solche Erlebnisse sprechen kann.

Wir schlussfolgerten auf der Temeswarer Fahrt, dass der Berg unbekannte Erze, Mineralien, Gesteine, unterirdische Quellen haben muss; daher die bekannte Euforie, von der die meisten „Luftschnapper“ befallen sind, sobald sie das höchste Banater Dorf erreichen.

Haben vielleicht auch andere jene Schwerelosigkeit empfunden und schweigen darüber, oder - ich wag es kaum zu sagen - belohnte mich eine Allmacht, die Dualität von Seele und Körper zu erleben und das auf jenem Berg, den ich wie niemand zuvor besang.

*September 2007*

*Erschienen im „Echo der Vortragsreihe” Nr. 2 / 2008*

## Neujahrswünsche - jeder nach „eigener Fason“

### Die Egoistin

Hallo, meine Emsige, und alles Gute im Neuen Jahr! Was glaubst du, Natalie will ihre Wohnung verkaufen! Sie bekommt angeblich 50.000 Euro für alles. Dieses Badezimmer! Alles Marmor! Dieser Flur! Was willst, Lugosch ist eine Provinzstadt. Nichts hat einen Wert... Wir müssen aus hier raus. In Temeswar sind Konzerte, die Oper, das Theater! Wir brauchen auch die notwendigen Ärzte und eine bessere Gesellschaft. Und du? Aber darüber sprechen wir ein andermal. Ja, auch dir alles Gute im Neuen Jahr (so nebenbei)...

### Die Lustige

Servus Edith, Gesundheit und Erfolg wie zur Zeit des erschossenen Landesführers! Mensch, waren wir fesche Mädln! Wo warst zu Weihnachten? Bei der alten Dr. Iren Pick? Nein, Du bist ein Monument. Früher waren dort noch zwei alte Herrn beim Wein und Schnaps gsessen: der alte Professor Slieatschan und der andere Alte, der in Israel gestorben ist. Der Professor ist ja auch gestorben. Wer war noch dort - der Romy? A guder Mensch und a Weinkenner. Na, ich bin zufrieden mit dir. Du wirst a Glück habn im neuen Jahr 2008. Servus und bis bald!

### Die Heimatstreue (lebt in München)

Ja, endlich, liebe Edith, finde ich dich zu Hause. Ingele und ich haben schon ein paar Mal auf deinem Beantworter gesprochen. Also nochmals: ein gutes Neues Jahr und ein frohes Wiedersehen in Wolfsberg! Jetzt erzähl ganz genau wie das Wetter in Temeswar ist, wo du warst, mit wem du gesprochen hast. Es schneit? Mein Gott! Unser Temeswar unter Schnee! Wer hat im Neujahrskonzert dirigiert? Gheorghe Costin? Das ist doch der Operndirigent. Und wer hat gesungen? Die Borşoş? Aus Târgu Mureş kommt sie? Wieso kenn ich sie nicht? Und er? Eni Pascu? Jung? Ich werde bald keine Temeswarer mehr kennen. Wie schaut der renovierte „Capitol“-Saal aus? Schön, ach, schön! Und Bekannte? Nein! Ich sehe dich im Gedanken mit der Clari, der Wanda, der Anca, der Gerdi und mit der Frau Popovici sprechen. Im „Grafen von Luxemburg“ hat auch der Sohn des Iuliu Mare gesungen? Wer waren

die weiblichen Solistinnen? Das ist alles Jugend. Wer ist die „Cireşica“, die mit euch war? Auf Chemie hat sie unterrichtet? Ja, die kenn ich! Lass sie grüßen. Auch die Zinzi lass grüßen. Lebt ihre Mutter noch? Die glückliche! Die Gitta-Tante war mit meiner Mutter Schulkollegin... (atmet tief, schnäuzt sich) Ah, Temeswarer! Lass alle grüßen! Vivi soll das Grundstück in Dumbrăviţa (Újszentes) behalten. Wir werden dort im Sommer im Sonnenuntergang sitzen und die Banater Puszta bewundern. Wir sollen nur gesund bleiben. Ah was, du bist 13 Jahre älter als ich. Du wirst mit 85 noch einen guten Wein in Újszentes trinken und uns singen: „Wenn der Abend kommt und die Sonne sinkt / und der Geigen Lied von der Puszta klingt“. Ewig bleib jung, du bist ein Stück Heimat für uns! (bläst ins Taschentuch und legt schnell ab)

## Die Großzügige

Servus, mein Kind! (meine einstige Berufskollegin ist 5 Jahre jünger als ich). Schau, mein Mann (er putzt jetzt die Fisch), meine Tochter ist hier, der Sohn ist eben nicht hier... (bezeichnende Pause) lassen dich alle lieb grüßen, wünschen dir Gesundheit, Scharm, Kreativität (lach´ nicht wie a Karnevalfigur) und behalte deinen Humor! Bleib weiter die Marika Rök! Weißt, wie die schön gstorben ist? Ja, sie ist schön eingeschlafen. Du weißt ja alles, mein Mädel. Hast die nötige Gesellschaft am 1. und am 2. Januar? Hat dein Sohn angerufen? Ist mit ihm alles in Ordnung? Bist endlich beruhigt? Schau, Männer über 40 werden nit gscheit, sie spinnen noch mehr. Ja, ich hab´ einen guten Mann. Er putzt die Fische, weil er die Fische so gerne isst und weil ich ein Aug hab, wie der Poliphem in Ulysses Reisen. Kennst dich noch aus in der „Odisea“ *şi* „Iliada“? Du bist a Brave gewesen. Du warst ja gscheit, aber doch schöner als gscheit und doch nicht blöd genug, dass du dir einen reichen Mann einfangen sollst, wie alle Blonden, Schönen, Blöden, die nicht bis 3 zählen können. Ja, ich weiß, ich weiß, du hast Persönlichkeit gehabt. Mensch, hast du diese armen Verehrer alle zum Teufel gschickt. Du, weißt du, du kannst nicht a bisserl untertänig sein, aber schau, wir habn dich gern und wünschen dir noch einmal das Beste im Neuen Jahr. Ja, ich weiß, ich weiß, wir alle müssen die Linie frei lassen, denn vielleicht ruft der Herr Sohn an. „Îi ştiu eu, mamă, oful ei“. Von wo hab ich das?... Ja, genau, aus George Coşbuc. Hörst, dein Schädl funktioniert noch! Tausend Küsse - nein, nicht von Adele (W. Busch), von C...

## Die Possessive (in Freiburg zu Hause)

Wer spricht da so viel am Telefon? Was brauchst du das ganze Gsindl? Wir, hier in Deutschland, leben nur für unsere Familie. Wenn keine Familie mehr in der Stadt, dann ist man eben allein. Aber du bist die Diva, du brauchst die Zuhörer. Halt dich im nächsten Jahr. Danke, ja - ich werde mich auch halten. Wir müssen die Via Mala in der Schweiz uns anschauen. Du gibst mir das Geld, wenn du kommst. Was macht die Heidi? Geh nicht mehr hin, wenn der Lift nicht mehr funktioniert. Wer wird dir Keks, Schokolade und Früchte bringen, wenn du nicht mehr kannst? Denk an dich! Was suchst du bei der alten Mary in den Weingärten? Die hat einen Sohn in Deutschland, der soll ihr Pakete schicken! Du verpollerst deine Rente für die alten Trottel. Die waren alle Kommunisten, sonst hätt´ der Wahnsinn nicht so lang gehalten. Was glaubst, wie wir her'kommen sind mit 70 Kg - jeder... Dich haben sie auch rausgschmissen aus deinem Haus und bist noch immer Pussi - Pussi mit dem Klumpet! Tschüs! Pass auf dich auf!

## Die Kranke

Servus Edith! Heute hat mir Valer beinahe alle Arzneien gebracht. Ah, was, für mich gibt es kein Neujahr und keine Feiertage. Na ja, dir wünsche ich schon (spricht nicht weiter). Jetzt nähme ich täglich Nefrix; nein, schlafen kann ich nicht. Was? Espacardin? Hab ich, nützt nicht! Miofilin? Sowieso, und das Viele gegen Osteoporose und Parkinson? Hab ich dir die blauen, großen Tabletten gezeigt? Seit zwei Tagen habe ich Durchfall. Warte, ich muss mir einen Stuhl holen, ich kann nicht mehr stehen. Ja, ich war bei den Parkinsonkranken zur Therapie. Es muss mich aber jemand hinführen und mit mir dort sitzen. Der Valer hat keine Zeit; seine Lebensgefährtin ist auch beschäftigt. Jetzt war ich beim Arzt X... (spricht und spricht) aber die Ärztin Y hat gesagt, ich könnte am Rückrad operiert werden - 8 Knorpeln sind morsch... (spricht und spricht). Ja, ich weiß, du willst auch mit anderen sprechen (ich verbessere „anhören"). Komm zu mir, der Lift geht seit 2 Tagen.

## Die Besorgte (auch Freiburg)

Tschüss Edith, liebe, weißt du, ich mach mir Sorgen um meine Schwester. Sie hat Agorafobie (meine Freundin Gerda liebt im Gegenteil die Gesellschaft und die Unterhaltungen). Pass bitte auf sie auf! Führ

sie ins Deutsche Theater und stell ihr alle deine Bekannten vor. Ja, auch um meine Tochter bange ich: Von Frankreich geht die jetzt nach Polen (eine tüchtige Informatikerin). Was wird das Mädl dort machen? Wenn sich ein Pole an sie dranmacht? Edith, ich kann nicht mehr schlafen. Merk dir aber, im Sommer fahren wir zwei nach Paris; 4 Tage - 240 Euro. Was glaubst du, welch Erlebnis: Du siehst den Louvre! Nein, mich geht nichts mehr an; ich bin depressiv. Wenn es 16 Arten der Phobie gibt, so kennen die Ärzte 4 Arten der Depression: ich habe 3 davon. Auch ich wünsche dir das Nämliche. Wie kannst du 1.100 Km entfernt von deinem Sohn leben und nicht depressiv werden? Nein, nimm es nicht als Kompliment auf, ich staune nur. Auch Schlaftabletten nimmst du nicht? Du musst zu einem Arzt gehen, hol auch die Gerda mit. Ich mach mir große Sorgen um euch.

### Die Guaden und Liaben - Freundinen aus Österreich

Schau, ta san mir! Die Emmerl, ti Bertl unt ti Soferl wünschen tir das Allerbeste im neuen Jahr 2008! Ja, ja, wir haben tich gern. Schau, wenn tu allan bist, zünd a Kerzen an unt tenk an uns. Tu bist a Gudi. Wie oft sagt ti Emmerl: „Tes hättet´s sehen missen, wie ti Edith ten Waldgrund ter Parmawälder gepusselt hat; *hier ist mein Ota herum ´gangen* hast gsagt, *hier hat mei guadi Mutter unt ter Onkel Falln gstellt, damit sie ti Iltisse fangen*.“ Beim Teich, sagt ti Bertl, hast a Kreuz g’schlagen unt g’seufzt: *hier ist ter Zigeiner Kuarl reingsprungen unt nimmer rauskommen. Seine Seele kreist noch immer hier bei Vollmond*. Mein Gott, tu bist a Dichterin! Im Sommer fuarst wieder nach Wolfsberg? Herst, dort sein noch gudi Menschen unt überhaupt, ti Bergländer (seufzt) - liabe Menschen. Schau, ti sein aus ter Steiermark hingwandert, aus Tirol, aus tem Pöhmerwald. Tie verstehen was von ter Poesie. Schau, wie ti Maria Theres unt ter Josef (ihr Pua) ti Schwoben runtergschickt hat, haben ti im Sumpf gwühlt bis sie tes reiche Banat gmacht habn. Tie habn tan Felder kauft, tes wuas... Was wüllst tu mit teni? Ti sein nit für ti Poesie... Edith, mir habn dich gern. Herst, tort is a guader Mann, ter is verwandt mit tem Bürgermeister aus Böheimkirchen - ter hat dich amol herbracht. Tem wünschen mir auch alles Gude im Jahr 2008. Schau, es gibt tort unten noch gudi, liabe Menschen. Tes is für dich wichtig. Brauchst an Maindl-Kaffee? Brauchst Forellenkonserven? Aus der

Blauen Donau? Tu, Edith, mir habn tich gern. Tes is wichtig! Pa, pa! Pussi! Pa! Pa!

**Jetzt plötzlich meldet sich der Sohn**

Hallo Fafnir! (der Drache aus den deutschen Sagen). Mutter aller Schüler von Wolfsberg bis Temeswar und nochmals rauf auf die „munte“ (den Berg): Prosit Neu Jahr! Gesundheit, Humor und lass dich nicht! Werde 90, wie der Ota und bleibe bei Verstand! Geh jeden Tag 3 Kilometer und schlag deinen Zöglingen die Sprache Goethes und Schillers rein, dass sie alle Wissenschaftler oder Kellner hier im Westen werden. Aut Caesar - aut nihil! Gut, schon gut, ich weiß, du küsst und umarmst mich mütterlich, ist ja gut! Schau, ich trink soeben das dritte Glas für dich und auf deine Gesundheit aus. Ja, ich bin in guter Gesellschaft... (lacht). Schick mir keine so genannten „Geschenke“ zu meinem Geburtstag, nur Zigaretten „Assos“, auch „LM“ sind gut, auch „Marlboro“. Beschenk lieber die alten Tanten, alle! Bist ja endlich erwachsen. Auf den Wolfsberger Fotos bemerkst du, dass Resi-Basl, die Banatberühmte Wawi und du so breit und dick seid, dass man den Semenik hinter euch nicht sieht. Das Einsehen - erster Weg zur Besserung. Du sagst, dass du auf meinem Blutdruckmesser zweierlei Ergebnisse lesen kannst: rechte Hand niederen Blutdruck, linke Hand hohen Blutdruck. Das bist du, Mutter Cobes, eben anders, wie die normalen Menschen. Ich mach mir keine Sorgen wegen dir, pass nur auf bei Nebel und Glatteis, im Sommer fährst ja wieder nach Freiburg, in die Schweiz und ich weiß, ich weiß... du erscheinst auch in Nürnberg. Was, nach Paris? Wer ist diese Christa-Tante? Geht sie auch täglich 10 Km, wie die Pipi Zornek-Tante? Mein Gott, euch Weingärtnerinnen aus Franz Josefs Zeiten hat die Waldluft gut getan. Ihr springt ´rum wie die Feldhasen bis ins 8. Jahrzehnt. Gut so, Fafnir, bleib stark! Man hat mehr Feinde als Freunde. Ein Handicap-Mensch muss man sein, um von allen geliebt zu werden.

Dir auch und bleib der, die, das Cobi! Es kommt das Saturn-Jahr des Steinbocks. Ich komme als echter Steinbock! Du bleib die Romantikerin, der Krebs - es kleidet dich! Tschüss! Bis bald!

***Januar 2008***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe” Nr. 2 / 2008***

# Kraft des Ausdrucks in Otto Alschers Tier- und Jagdgeschichten

In vier Jahrzehnten sind Alschers Geschichten entstanden. Sie sind nach derselben inneren Struktur aufgebaut und fesseln im 21. Jahrhundert die Leser weniger als die modernen Kurzgeschichten mit einer intensiven „Aktion".

Was aber immer ansprechen wird ist das verinnerlichte Naturerlebnis, das Suchen nach den ursprünglichen Werten der Existenz, was dem Leser näher gebracht wird durch die Kraft, die Macht des Ausdrucks. Obwohl auf den 520 Seiten seiner Geschichten, 1981 vom „Kriterion"-Verlag herausgegeben, sehr selten ein Dialog erscheint, kein Regionalismus und kein Argot-Wort und keine Euphemismen, strotzt das Buch von Stilmitteln, welche die Sprachkompetenz des Schriftstellers beweisen, der fließend deutsch, ungarisch, rumänisch, serbisch, französisch und zigeunerisch sprach.

So kommt der Herbstag anders „herauf" bei Alscher, indem es „grau und frostig... bleicht" und die „Laubmauer des Waldes" ist „tiefschwarz verschlossen".

Der Autor muss frühmorgens „sich selbst finden" um zu „frohen Schaffen", das „zeitlos" ist, überzugehen. Er fühlt aber bald den Willen zur Naturverbundenheit, denn der Wald „raunt". Die Erzählung „Belebte Nacht" zählt mehr Beiwörter (Epitheta) als Verben. Die Tätigkeit in der Waldeinsamkeit ist nebensächlich, wichtig ist die „Naturanbetung"- ein Bekenntnis Alschers.

Alles wird personifiziert: die Bäume, der Sonnenuntergang, der Wald, der Himmel. So „greift die Buche" mit „verrenkten Ästen in den Himmel empor". Die Gipfel verweilen „in mächtigen Erstarrungen". Wenn die Sonne sinkt, „umarmen blutende Feuer den Himmel". Ein „schwaches Schwarz"... „liegt im Walde". Ein Baum „erwacht" plötzlich und „schüttelt sich schaudernd, wie wenn er in unendlicher Vereinsammung fröstele". Die Natur ist bei Alscher kein Dekor oder, wie in der moderne Literatur - ein bescheidener Begleiter, und das sehr sporadisch - der Handlung. Der Autor fühlt diese Natur mit allen Sinnen und sie belohnt ihn, indem sie sein Empfinden konkretisiert, denn sie ist genau so einsam, oft traurig in ihrer Schönheit, wie der Autor. Der Nebel jagt in Schwaden wie „lange

Zungen" davon und die „weißen Blüten" stehen „bleich" auf der Waldwiese und „wie verzweifelt" ist ihr Schwenken im Winde. Darum „schütteln sich" die Bäume, „zürnend dem Nebel nachdrohend".

Somit wird der Wald zu einem menschlich fühlenden Lebewesen erhoben, das Alschers Schicksal teilt. War er selbst in der Gegenwart seiner Familie - Frau und 5 Kinder - nicht auch allein, verzweifelt und gehetzt?

Nehmen wir noch einige Epitheta, die sich ein Lyriker aus der Geschichte „Schreckhafte Nacht" herausschreiben könnte, um das Erleben der Natur auszudrücken: „einsame Waldblöße", „troziger Herscher" (für Berg); „warme Helle", „weißer Reiz", „wehmütige Bewegtheit", „menschliche Verlorenheit", „kreisende Gefühle", „vornehme Regung" usw.

Mit der Ausdruckskraft seines Wortschatzes beschreibt Alscher meisterhaft nicht nur die Natur sondern auch den Menschen, der trotz seiner Kultur sie (die Natur) nicht beherrscht.

Er bewundert zum Beispiel das Volk Siebenbürgens in einem Frühherbst und da charakterisiert er (obwohl auch beschreibend) den Menschentyp von dort. Die sächsischen Bauern sind „erntefroh", eine „eigene Heiterkeit, wie eine gedämpfte Erwartung, ein beglücktes Tagleben" umfasst sie jeden Herbst. „Gehen sie dann in ihren Kirchenpelzen des Sonntags durch die Gassen, so ist es, als schreite in ihnen ein unwandelbarer großer Gedanke hin, der sich von Jahrhundert zu Jahrhundert breit die Brücke schlug" (Seite 12 „Schreckhafte Nacht"). Welch Ehrerbietung und Respekt bringen die Worte und die paar Sätze zum Ausdruck! Wenn das Bauernvolk das Lob verdient, so sind die Städter Siebenbürgens nicht minder als stolzes, herrisches Volk dargestellt.

„... die Städte mit ihrem emsigen Ausschauen, mit ihrem sicheren Aufbauen des Tages, mit dem ruhigem Gehaben eines alten, fest in der Zeit stehenden Volkes... Sie haben etwas Eigenes, diese siebenbürgisch-sächsischen Städte, die so sicher die Zeit an sich heran kommen, sich so wenig von ihr erschüttern lassen".

Analysiert man die Sprachstruktur: das Subjekt mit einer Anreihung von präpositionalen substantivischen Atributen und dann die Zusammenfassung durch eine Wiederaufnahme des Subjektes, diesmal erweitert von „Städter" auf „diese Städte" mit zwei Atributsätzen, merkt man die Einfachheit des Satzgerüstes und doch, vieviel wird darin gesagt

durch die Erhabenheit und Treffsicherheit der Wörter!

Die Eigenart und die Ausdruckskraft seiner Wörter macht nicht allein die Schönheit von Alschers Beschreibungen aus. Er philosophiert und definiert den Kulturmenschen, indem er abstrahiert und sich metaphorisch, bildlich äußert.

Wenn er sich also in der Stadt aufhält, so befindet sich der Schreibende „im Mittelpunkt aller geistigen Antriebe im großen Lebensnerv der Menschheit, durch die fortwährend rege Ströme laufen..."

Das Werden der Menschen in der Stadt erfüllt ihn „mit Trauer, ...weil sie durch einen Weg geht, der sie nicht kraftvoll erstarken lässt, sondern sie nur verfeinert, alle Einzelzüge verwischend, um alle gleich zu machen im ungenügsamen Heischen nach einer Verweichlichung des Daseins, nach einer Großartigkeit des alzu Bequemen".

Dazu dienen viele Substantivierungen: „das Werden", „das Heischen", „die Verweichlichung", „die Großartigkeit", „das Bequeme"; - ein Merkmal der Sprache der Philosophie.

Es folgt (Seite 17) eine Definition der Kultur: „Ja, alle unsere Kultur ist nur ein Schutzwall, innerhalb dessen wir bleichen... Wir sind ein bleiches Geschlecht geworden mit seinen Daseinsvorstellungen vornehmer Regungen".

Der elliptische Satz „Ja" leitet sein Bekennen ein, zu einem Menschengeschlecht zu gehören, das keinen starken Körper mehr hat, kein scharfes Auge und die Bewegungen sind nicht mehr so schnelle Bewegungen, so dass wir nicht einmal eine Maus erhaschen können". Dafür ist unser Geist scharf geworden und der geistige Vorteil hilft uns, Mensch und Tier zu überlisten.

Fehlt der Dialog, so begleiten den Schriftsteller Alscher auf allen Wanderungen oder auf dem Hochstand im Wald seine Monologe über den „schwachen, bleichen... rastlosen, ungenügsamen, suchenden Menschen", der „verfallen" und „verderben" wird. (Seite 18, 19).

Alscher schreibt trotz seiner gehobenen Sprache für das Volk. Er erklärt und erzieht auch, wie mittels eines Kinderbuches. So in „Die Zigeuner und ihr Schweinchen". „Der Werwolf", erklärt der Forstwart „ist kein Wolf und kein Tier. Er ist ein böser Geist; wenn ein in Blutschande erzeugtes Kind stirbt, wird es ein Prikulitsch. Der wird dann furchtbar. Er scheut nichts, denn niemand kann ihm etwas anhaben, er springt den Menschen an die Kehle, beißt sie durch, er tötet eine ganze Herde

Schafe auf einmal und die mutigsten Hunde verkriechen sich heulend, wenn sie ihn sehen... Am besten ist, man schlägt ein Kreuz und geht weiter, wenn man einen Prikulitsch sieht".

Die einfachen, erklärenden Aussagesätze lässt Alscher eigentlich den Forstwart sprechen, der für einfache Zuhörer beim Lagerfeuer erzählt. Selbst einer alten Zigeunerin erscheint angeblich die Flucht sicherer, weil sie sich von Hexen und dem Werwolf fürchtet. Sie jammert nur: „O, meine arme *Catzaua*, meine arme Pitzuli!" oder sie verspricht: „Nie mehr will ich streiten, kein Wort mehr reden mit der Kiwa, der Ileana, der Veta... möge sie alle der Teufel holen!"

Der passive, grobe Wortschatz steigt nicht über: „Der Teufel soll alle holen! Der Wolf soll ihn holen! Keine gewöhnliche Kugel soll ihn treffen!" Alscher bleibt stets ein Jagdmeister und ein Bewunderer der Natur. Kein Mensch, kein Tier wird ironisiert. Die Naturerlebnisse, die Begegnungen mit Menschen und Tieren sind visuell und auditiv gestaltet zum Miterleben. So kämpft ein Mädchen, die eine Herde Schweine im Wald weidet, mit dem Wolf, der ihr ein Schweinchen stehlen will: „Und da, als zerrisse grell die Nacht, begann ein Schwein markerschütternd zu schreien... so durchdringend, dass es sie wie Wahnsinn fasste. (Sie springt mit der Axt über die Hürde). Und mit jammerndem Schrei fasste das Mädchen das Schweinchen, zerrte und wollte es losbekommen von der entsetzlichen Gewalt, „die sich immer deutlicher als ein großes, graues Tier zeigte". Sie schlug mit der Axt nach dem Wolf, der nach ihr schnappte und sie „sah ein fletschendes Gebiss vor sich, das ihr wie ein einziges Zähnefletschen schien... das wieder in Angst und Gier nach ihr langte".

Den nächsten Tag fühlte sich das Mädchen stark, ernsthaft stark, dehnte die Brust, reckte die Arme, straffte die Muskeln, schaute mit ernsten Augen über die Schutzbefohlenen... hin. (Seite 186 - 187).

Die Titel der Erzählungen erwecken beim Leser Neugeride: „Der Einsame der Wälder", „Die Tiere ernten", „Gefangen im Busch", (Aus „Belgrader Tagebuch") oder „Treibender Schnee", „Der Tod des Feindes", „Zwischenspiel im Mondschein" (aus „Der Löwentöter").

Alschers Werk hat keine sozialkritische Struktur; es wird nur von einem alten Zeitgeist und einem neune Zeigeist gesprochen, der den modernen Menschen kennzeichnet. Protagonisten sind Tiere, Vögel, zwei oder drei Männer, „Er", der „kultivierte Mensch", selten der Ich-

Erzähler. Dieses „Ich" ist erlebend oder reflektierend präsentiert, d.h. es gibt eine Handlung und eine Reflexionsebene in den Geschichten. Die Handlung ist oft zurückliegend, die Reflexionen stehen im Präsens.

Steht die ganze Erzählung im Präsens, verschmelzen die beiden Ebenen (z.B. in „Lang ist die Winternacht"). Selbstverständlich schmückt der Jäger-Fachwortschatz Alschers Tiergeschichten: Bracke, einen Hacken schlagen, brennende Mordgier, Witterung, Flintenkorn, Wilderer, treibende Burschen, das Kläffen der Hunde, das Geheul der Wölfe, Gewehrläufe, Flintenlauf, u.a.

Obwohl seine Erzählungen (die meisten) zwischen 1918 und 1940 entstanden sind, nimmt Alscher Abstand von den vielen politischen Ereignissen aus der Zwischenzeit der beiden Weltkriege.

Der Schriftsteller sucht die Wahrheit, die Freundschaft und selbst Gott in der Natur. Er lebt in Eintracht mit Ioan, Meilă, Damaskin und den Zigeunern der Gratzka, die alle einen und denselben Feind haben: den Wolf.

Alscher und alle Protagonisten, die sich mit der wunderbaren Natur der Wälder und der Donau-Klamm verbunden fühlen, kämpfen eigentlich nicht, um ihre Existenz zu sichern sondern um Wahrheit und Gerechtigkeit gelten zu lassen. Sie suchen nach den ursprünglichen Werten der Existenz und dies wird durch Wortschatz, Ausdruck und die Eigenart der Sätze erzielt.

***März 2008***

# Als mein Vater über „das große Wasser“ fuhr

Wenig wussten früher unsere Banater und Siebenbürger über Amerika. Nahm sich der Sohn einer Familie vor (die Töchter blieben daheim), im Land aller Möglichkeiten sein Geld zu machen, antworteten die Eltern des Mutigen auf die neugierigen Fragen der Nachbarn: „Er fuhr übers große Wasser“. Und damit war jeder zufrieden.

Mein ehrsamer Vater war 1890 geboren, d.h. als er das Alter eines jungen Mannes erreichte, der seine Schulung abgeschlossen hatte und 25 Jahre zählte, war auch der Boom mit Amerika in Siebenbürgen so richtig am Höhepunkt.

Man schrieb das Jahr 1915 als man noch nicht ahnte, dass jeder Bursche, selbst jener, der schon abgerüstet hatte, ab 1916 in den ersten großen Weltkrieg ziehen musste. So kam es, dass mein Vater mit den nötigen Papieren nach Bremen fuhr. In diesem deutschen Hafen schifften sich die meisten unserer Siebenbürger ein. Manche warteten da auch 2-3 Wochen bis sich eine günstige Gelegenheit bot, an Bord zu gehen. Nachdem Vater sich einen wasserdichten Koffer bei einer speziellen Firma kaufte, worauf sein Monogram steht und der trotz allen Enteignungen und Übersiedlungen heute noch existiert, leider nicht in meiner Wohnung, suchte er nach einem günstigen Schiff. Meine romantische Seele hat niemals an wertvollen Sachen festgehalten. Ich weine nach aufrichtigen Menschen und nach erinnerungsschweren Dingen, die nicht ersetzt werden können. Der Koffer geht durch seine Größe durch keine Blockwohnungstür und würde die Hälfte eines „modernen“ Zimmers beanspruchen, so dass er per Mikrobus oder Pferdewagen durch Temeswar kutschierte von Bekannten, die auswandern, zu Freunden, die plötzlich sterben oder das Haus verkaufen, um in eine Blockwohnung zu ziehen. Aber genug darüber...

Das günstigste Schiff war bestimmt „Kaiser Wilhelm der Große“, weil es auf seiner letzten Fahrt über die Wellen des Ozeans glitt. Nur der Preis lockte die vier Siebenbürger an, denn das Abkommen des Kapitäns mit der Reederei kannten sie nicht.

Unweit des Ufers, vor Boston, sollte das Schiff untergehen, die Passagiere, so viele wie möglich, sollten gerettet werden und anschließend kassierte der Besitzer die Versicherung, die wahrscheinlich den Wert des Wracks übertraf.

Sechs Wochen dauerte die Fahrt. Heute ist man in paar Stunden auf dem anderen Kontinent. Zwei Stürme gab es auf der Hochsee. Man bedenke, dass 1912 ein Schiff wie die „Titanic“ auf der Jungfernfahrt unterging. Kapitän Smith soll angeblich nicht ums „blaue Band“ gefahren sein, d.h. nicht eilig im Wettbewerb mit anderen Schiffen, und doch passierte das schreckliche Unglück. Der alte „Kaiser Wilhelm“ passierte die Gefahren und stand ganz unerwartet vor dem Bostoner Hafen.

Mein Vater war zufrieden mit der Fahrt. Es war genügend „zu essen und zu trinken“ sagte der kräftige Mann, der in seinem 90-ten Lebensjahr starb. Stach ihm doch ein „Student“, wie damals die Obergymnasiasten hießen, aus Tohanu Vechi das Messer zwischen die Rippen, 2 cm unter dem Herz, weil Vater, damals 20 seiend, großen Erfolg bei den rumänischen Mädchen bei der „Hora“ hatte, seiner schönen Stimme wegen. „Der Mensch hat so viele Tage, wie viele ihm Gott gönnt“ meinte er sein Leben lang und trank und aß, was ihm schmeckte.

Als der Schiffskapitän des „Kaisers“ um Erlaubnis bat, in den Hafen einzufahren, gab es am Trockenland zuerst Staunen und dann Widerwillen: „Was zum Teufel hast das Zeug hergebracht? Wir warten schon mit Rettungsboten, um die Leute zu *retten*“. Es waren nie genügend Bote zur Hand und das Schiffsdeck war voll mit jungen Leuten, die ins Ungewisse fuhren.

Ja, sie fuhren zu viert los: zwei Deutsche, ein Ungar und ein Rumäne - das Bild Transsylvaniens zu jener Zeit. Mein Vater lernte emsig Englisch aus einem Langenscheid-Wörterbuch, das mir noch auf der Hochschule diente. Der große leere Koffer war noch nicht herabgelassen aufs Festland, als die s.g. „Brotgeber“ auf die jungen Leute stürmten. Es gab längst keinen Sklavenhandel mehr, aber die Werber begutachteten die Angekommenen noch immer nach einigen Standarten: wie der Mann aussah, welcher Nationalität er angehörte, welche Sprachen er sprach. Man fragte nicht nach einem Ausweis.

Siebenbürgen war damals für die s.g. „Brotgeber“ wenig oder gar nicht bekannt, aber ein gutaussehender junger Mann, europäisch gekleidet, der angab, dass seine Muttersprache Deutsch sei und der auch etwas Englisch sprach, war willkommen. Auch sein deutscher Kumpan. Der Ungar und der Rumäne wurden zu anderen Brotgebern weitergeleitet.

Es wurde in eine Art von kräftigen Pferden gezogenen Planwagen für 10 Personen eingestiegen. „This is our omnibus“, wurde den Fahrenden erklärt. Der Werber fuhr mit und fragte Vater, ob er scharf schießen könne. Ja, er hätte sich ein wenig beim Militär geübt, aber einen wahren Feind (a really enemy) hätte er noch nie erschossen. „Eine Kleinigkeit“, sie wird in 2 Wochen nachgeholt, meinte der „Engager“ und Vater wurde allein vor einem kleinen Hotel, das obligat auch einen Saloon hatte, abgeladen mit seinem mächtigen, ziemlich leeren Koffer, in dem ein Bajonett, Erinnerung aus den Militärjahren, hin und her rasselte. „A gun?“ fragte der Begleiter, „ein Gewehr?“. Mit dem Bajonett war er aber auch zufrieden.

Ja, natürlich lernte der Siebenbürger Misch in 2 Wochen scharf schießen und wurde für 2 Monate, nicht länger, Bodyguard in einer Bank, unweit des kleinen Hotels, wo er untergebracht war. Er hatte zwar „deutsches“ Geld bei sich, dass er in Dollars an allen Ecken wechseln konnte, „aber nur um zu essen und zu trinken. Ans Schlafen dachte ich nicht“ meinte Vater später. Er aß und trank tatsächlich in jenem Saloon und zahlte retro seine Schulden für die Nachtherberge. Wie gesagt, Vater wurde nach 2 Monaten zum Kassierer promoviert, nachdem man ihn in dieser Zeit beobachtete, wie er auf Geld und dem ganzen Drum und Dran in jener Bank reagiert. Als er begann, Handschuhe aus Krokodilleder zu tragen, eine Melone - d.h. einen steifen runden Hut und sich einen Bambus-Spazierstock kaufte, machte ihn der Besitzer des kleinen Hotels aufmerksam, dass er seine Herberge wechseln müsse: „Mister, Sie sind o.k. aber Sie müssen sich was Besseres suchen“.

Es gab 12 Angestellte in der Bank und der Direktor. Sein Freund wurde Boris, ein Weißrusse. Ich besitze noch immer ein hartes, braunes Bild mit diesem Boris, der auf einem Stuhl sitzt, während Vater mit Gehstock, jung und schlank, daneben steht. Vater gab Erklärungen: „Boris war ein Prachtkerl. Ein Kopf höher als ich, konnte er auf einmal 3 Pferdehändler niederknüppeln. Manche Typen warteten auf uns, wenn wir abends heimgingen. Die Leute glaubten, wir hätten das Geld der Bank bei uns. Einmal sind wir zwei mit fünf fertig geworden. Die Polizei, die nur zu viert und reitend abends durch die Straßen zog, salutierte uns mit Respekt und in jedem Restaurant waren wir gern gesehen, weil Boris viel trank und ich gern üppig speiste“.

Die abgehärteten Männer hatten aber doch in einem Winkel der Seele oder des Herzens eine Schwäche: das Heimweh.

So kam es, dass in Boston ein rumänisches Restaurant existierte, wo man Krautwickler und „Mamaliga" (Polente) aß, Wein von den Hängen Siebenbürgens und „Zuika" (Schnaps) trank und die Sängerinnen ihre „Doine" sangen. Herr York, der zu Hause wahrscheinlich George oder Getz hieß, empfing Vater mit seinem Kollegen aufs Beste. Nachdem er, mein Vater, seine Stimme nach zwei Gläschen hochsteigen ließ mit „Bagă-mi doamne luna'n nori, să mă duc unde mi-e dor", wurde er der gefeierte Mann des Lokals. Ja, vielleicht hätte er mehr Dollars heimgeschickt, wenn nicht immer wieder dieses besondere Wirtshaus in seinem Weg gelegen wäre; vielleicht wäre er länger als drei Jahre und acht Monate in Amerika geblieben, wenn nicht eines Abends das ganze Lokal mit ihm „Pe Mureş şi pe Târnavă, nu-i fată să-mi fie dragă" gesungen hätte. Danach schlug Vater mit der Faust auf den Tisch und entschied: „Gute Leute *(oameni buni)*, nächste Woche schiffen wir uns ein, es war genug! Man wartet daheim auf uns!"

Nach 10 Tagen saß Vater mit seinem schweren Koffer in einem Schiff, das ihm wenig sagte, denn er fuhr heim. Im Koffer hatte er 25 Anzüge, letzte Mode; das Geld überwiesen die Banken Siebenbürgens, die geldsicher und fest waren. Im Land feierte man ein Großrumänien und Vater ließ sich in Bukarest nieder. Agnetheln, das kleine Städtchen mit der Kirchenburg, der Grodenbach und die Grodengasse waren für die Weltreisenden zu klein geworden.

Es ist aber gut zu wissen, dass es Zeiten gab, als ein Volkslied aus der Heimat die Menschen über Meere heimführte.

***Februar 2008***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe" Nr. 4 / 2008***

# Besucher in unserem Banat aus früheren Zeiten

Das Sumpfgebiet am Rande des ungarischen Königreiches, des Ottomanenreiches, des österreichisch-ungarischen Imperiums erweckte Neugierde und Interesse bei manchem Schreibenden oder gar Kirchenhaupt längst vergangener Zeiten.

So übernimmt der Historiker Ioan Haţegan die Aufzeichnungen zum Jahr 1436 als der „Inquisitor" Jacob de Marchia in die Banater Komitate gerufen wurde, um die Morde und Überfälle der „Schwarzen Legion", die ihr Hauptlager irgendwo neben Szegedin hatte, zu tilgen. Es gelang aber erst einem Comites, Paul Küny (Paul, Pavel Chinezul) genannt, der 600 Söldner dieser Legion hinrichtete, die Angst der Bewohner der Banater Gebiete „auszulöschen". Die Chroniken der Schreiber des Comites vermerken, dass man die Täter erhängte oder aufs Rad flocht.

Selbst bei der Hinrichtung des Kuruzenführers György Dozsa (Gheorghe Doja) sollen Besucher des Tschanader Bischofs und des Grafen Istvan Teleky (Teleghi), beide unbarmherzig gequält und hingerichtet von Dozsa, über den Sturm der Kuruzen auf Temeswar berichtet haben. Wahrscheinlich beinhalten die Schulbücher des letzten Jahrhunderts Genauigkeiten über jenes unmenschliche Martyrium, aus jenen Chroniken schöpfend. Was glücklicherweise nicht weitergesagt wurde ist die Tatsache, dass Dozsas Bruder dessen Blut trinken musste. Ebenfals, dass des Anführers Eingeweide gekocht und gebraten und danach seinen Kampfgenossen, die 3 Tage ausgehungert wurden, als „Festessen" vorgestellt wurden.

Am Ende des 17. Jahrhunderts (1680 - 1690?) besucht ein indischer „Bakkalaureus" das Banat und schreibt einen Aufsatz „ohne jemanden zu beleidigen wollen", dass hier keine „Mundpflege" geübt wird. Die „Alten" hätten nämlich schon 400 vor Christi über den Gebrauch im Osten eines Zweigstückchens gesprochen, womit man sich am Morgen und am Abend die Zähne reinigen sollte, „er soll die Dicke des kleinen Fingers haben". Das Instrument hieß „Datuna". Auch würde der Mund hier nicht nach dem Essen gespült, wo man doch schon „in aller Frühe einen Mund voll reines Wasser nehme und es einige Zeit im Mund hin und her bewege, dann spucke man es aus". So erklärt der „Bakkalaureus", dass im Osten ein gutes Gebiss von 32 Zähnen etwas

Alltägliches sei, während hier im Banat die Leute mit Zahnfäulnis und aufgefressenen Zähnen mit gelbem Belag überall zu sehen sind.

Der Mann staunt, dass die Leute sich in einem Wasserzuber aus Holz oder in einer Wassertonne baden, wo sie angeblich „sich reinigen, indem sie im eigenen Schmutz herumsitzen". Sie sollten sich doch einander Wasser über den Kopf und Körper aus allerlei Behältern schütten oder in fließendem Wasser sitzen oder gibt es in diesem Erdteil nur Sumpf und stehendes Wasser? Der Mann staunt auch, dass man sich hier im „besten Fall Gesicht und Hände" wäscht, wo das Füße Waschen im Orient das Wichtigste ist, weil die Füße überall herumtreten und in Anspruch genommen werden, wo doch viele auch hier in warmen Monaten bloßfüßig herumlaufen".

Um 1660, d.h. zur Zeit der Türkenherrschaft schreibt der türkische Reisende Evliya Celebi über jenen durch die Ottomanen eroberten Teil, „pascua Romanorum" genannt, weil hier (gemeint im Banat) Haustiere gezüchtet werden können und überhaupt sei der schönste Teil das Bergland mit seinen wunderbaren Wäldern, reich an Wild und Erzen und versteinertem Holz, womit man „Feuer machen kann" (gemeint die Holzkohle, Steinkohle). Er beschreibt Mehadia, wo einst die Römer Altäre und Thermen hatten. Er schildert, nicht ohne Ironie, wie die Bauern sich als Anhänger der christlichen Kreuzzüge zeigten und „mitgingen" in der Hoffnung, dass sie sich bereichern können. Dies zur Zeit als der Sultan Selim, Baiazids Sohn, das Oberhaupt der Ottomanen war. Von ihm erfuhren wir auch, dass im Unglücksjahr 1552 die Türken unter Soliman Temeswar besetzten, danach Lippa, Tschanad, Sanktnikolaus, Tschiakowa, Jahrmarkt, Betschkerek, Kikinda bis zur Theiss. In Ruhe wurden Lugosch, Karansebesch, Mehadia und das ganze Areal zwischen der Donau und Almasch bis zu dem Münden der Karasch in die Donau gelassen, weil die Türken sich schon Herren des ganzen Landes sahen. Celebi triumphiert natürlich, über die Gegebenheiten erzählend.

Anders erlebt das Banat Griselini (Francesco G. aus Schio), 1717 als Sohn eines Webers aus Venedig geboren, Theologe und Kartograph (Landkartenzeichner), erfahren und bewandert in Botanik, Zoologie, Dramaturgie, Linguistik, Zeichnen, Agronomie, Ökonomie, Geschichte und Philosophie. Er notiert, dass die Leute wenige Sprachen sprechen, deshalb musste man oft einem einzigen Mann drei „Distrikte" überlassen. So war z.B. Ioan Racz aus Mehadia gleichzeitig Verwalter von Lugosch, Lippa, und Karansebesch.

Der Erste, der das Banat in übersichtbare Distrikte einteilen ließ (dazu die Landkarten), war Graf und General Mercy, der die Bega dermaßen klug kanalisierte, dass man von Fatschet bis zur Tisza und von hier auf der Donau, Save, Muhr Waren nach Österreich, d.h. Steiermark, Kärnten, Krain bis Triest und Fiume fahren konnte.

Zu erwähnen sei auch, dass jenes Muster der Einteilung Banats aus der Zeit des ungarischen Königs Bela IV. und des Kaisers Sigismund in vier große Distrikte auch weiterhin eingehalten wurde, damit die Bevölkerung und die Haustiere gezählt werden, die Höhe der Einahmen durch Steuern ermessen werden konnten.

Ein Josef von Brigida soll jener Gouverneur nach Mercy gewesen sein, der mit Hilfe einer Wassermaschine den Temeswarern Trinkwasser aus der Bega schöpfen ließ.

Griselini lässt Kaiser Josef II. wissen, dass das Banat 511 Dörfer habe, wovon 44 ganz neu ausgelegt worden waren, und dass Temeswar 46.868 Bewohner hat, während Karansebesch 29. 828, Lugosch 34.034 und Kikinda, mit den 9 Dörfern, 10.491.

Als der Graf Clary die Provinz leitete, sollen hier 181.000 Rumänen gelebt haben, 78.000 Ungarn, 8.600 Serben, 5.272 Zigeuner, 43.200 deutsche, französiche, italienische Kolonisten und 353 Juden.

Viel wird in den Banater Monografien über die Zigeuner, auch Faraonen genant, geschrieben, die nicht innerhalb der Mauern einer Stadt wohnen durften bis zu Maria Theresia, die sie ansässig machte und sie „Neubanater" nannte. Jeder Historiker verteidigt eine andere Herkunft dieser Leute: Sie sollen aus Asyrien, aus Usbekien, aus Armenien, aus Kleinasien stammen. Sowohl Bayle als auch der Prelat Pray beschreiben „ihre großen, schwarzen Augen, ihr langes, krauses Haar, die dunkle Haut und die sehr weißen Zähne, enge Stirne und spitzes Kinn. Alle haben einen schlanken, geschmeidigen Körper, keiner einen Bauch".

Ein Reisender namens Schweiger besuchte Ägypten und zog interessante Parallelen zwischen den Ägyptern und den Nomaden Europas, Zigeuner genannt. Es dauerte lange, meinte dieser, bis dieses Volk keine Heiraten zwischen Schwestern und Brüdern mehr zuließ. Sie nehmen angeblich in Europa überall die Religion des Landes an und, genau wie die Ägypter, schlafen die Männer in der Fastenzeit nicht in einem Bett mit den Frauen. Sie essen keine Vögel, die in freier Natur gejagt werden. So wie der Ibis ein Kultsymbol bei den Ägyptern ist, so

war der Storch für unsere Zigeuner ein Segen, wenn er sich neben ihren Hütten niederließ. Auch hier im Banat gab es bei den Zigeunern viele Hautkrankheiten, die wie in Ägypten mit Schlangenfleisch oder -gift geheilt wurden. Interessant wäre auch noch zu erwähnen, dass man um Karansebesch noch vor 250 Jahren (1775) die Eier ausbrütete, indem man sie im Pferdemist, der noch warm war, in einem Keramikbehälter 3 Wochen liegen ließ, wie die Eier zur Zeit eines Aristotels oder Plinius in Ägypten ausgebrütet wurden.

Nach der Meinung des Paters Pray kamen Zigeuner ins Banat nach 1417, als Vladislav II. einen gewissen Toma Bolgar, einen Zigeunervojevoden, durch Ungarn mit 25 Zelten ziehen ließ. Er stellte sich in den Dienst des Bischofs Sigismund von Pecs, für den er Schießkugeln und andere Kriegsmaterialien anfertigte. Sie waren auch Kohlenbrenner (Köhler) und Schmiede. Die Frauen waren Wahrsagerinnen, die aus Wurzeln, Lehm und Brotteig allerlei Objekte, die angeblich magische Kraft hatten, herstellten.

Im Banater Bergland waren die „tönenden Steine" sehr gesucht, die angeblich von den Ufern des Nills kamen. In Wirklichkeit entdeckte man eine menge solcher Steinchen in Eisenstein (Ocna de Fier). Sie sollen großes Glück in der Liebe und im Kartenspiel bringen. Dieser Kult stammt aus Äthiopien.

Die modernen Historiker sind der Meinung, dass die Zigeuner schon vor 1417 ins Banat kamen und zwar auf einmal mit den Römern, wobei sie zur Zeit der berühmten Orgien, welche die Feste des Bubostes und Kanopus begleiteten, als Frauen und Töchter der Priester (gemeint die Frauen) den Isis-Kult zelebrierten, bis dieser verboten wurde. Mörder aus Griechenland, gefallene Frauen aus Äthiopien und Ägypten waren die Anführer. Als solche begleiteten sie die römischen Truppen und fielen in alle Länder ein, wo sich diese als Sieger bewährten, d.h. sie kamen auch nach Dakien.

Wunderbare Seiten schreibt Griselini über die Sitten der Rumänen, besonders aus dem Banater Bergland, wo die Braut abgehandelt wird und oft gestohlen werden muss, wenn die Eltern nicht einwilligen, wo in der Kirche dem Brautpaar Kränze (er sagt „Krönchen") aus Blumen aufs Haupt gesetzt werden und die Eltern in der Kirche Kreuzer („crăiţari") vor die Gästen werfen: wenn sie arm sind, nur Nüsse und getrocknetes Obst.

Die Braut saß in jener Zeit nicht am Hochzeitstisch und der Mann hielt immer eine Anrede, die auf die totale Abhängigkeit der Frau vom Mann hinwies.

Die rumänischen Pfarrer dürfen heiraten (nach griechischem Muster), aber nur vor der Weihe. Nacher steigen sie nicht mehr in der Kirchenhierarchie auf (nur die in Zölibath leben, werden Bischöfe)

Die Rumäninnen sitzen nicht beim Tisch mit ihren Männern. Sie entbinden leicht, auch ohne Hebame. Ihre Mütter oder Schwiegermütter helfen bei der Geburt der Kinder. Die Neugeborenen sind im Sommer in kaltem Wasser gebadet und es werden keine Windeln gebraucht. Die Kinder liegen in einer Wiege, die in der Zimmerecke an einem Nagel hängt. Das in der Nacht. Am Tag liegt das Kind im Trog, wo das Brot geknetet wird. Sie dürfen auf der Erde herumkriechen, bis sie gehen können und dies geschieht schon im 8. - 9. Monat. Selten sind sie krank, da sie so abgehärtet sind. Ihre Glieder sind gerade und die Haut muss nicht gegen Wetter und Sonne geschont werden. Wie die Buben ein bisschen größer werden, bekommen sie ein langes, weißes Hemd, dass sie tragen bis es schwarz und schmutzig ist d.h. bis sie heiraten. Das galt zur Türkenzeit, denn wie einer Hosen trug, musste er Kopfsteuer zahlen („dare pe cap").

In der Jugend hütten Mädchen und Buben die Pferde, Kühe und Schafe, bis sie pflügen und schleppen können. Nur der Rumäne kann alles arbeiten: Er hebt Kanäle aus, baut k.u.k. Gebäude, ist in den Erz und Kohlengruben tätig.

Nach der Meinung der fahrenden Forscher hat das faule Hirtenleben in der Jugend das Volk auf allerlei Gedanken gebracht, wie z.B. das Rauben auf Fahrwegen. So enstand die soziale Schicht jener „lotri" (eine Art Hajducken), deren Früher den Namen „Harambascha" trug. Sie waren mit Sebeln, Pistolen und türkischen Dolchen bewaffnet und manches Mal auch mit einem Hammer, der an einer Seite einen gekrümmten Sporen (Haken) hatte. Oft wurden nur Pferde gestohlen. Bestraft wurden sie nach dem Wert der Pferde; darum waren sie in Gruppen organisiert, denn die Geldsumme wurde auf die Anzahl der Täter aufgeteilt.

Zur selben Zeit lernten die Banater Priester aus dem Bergland in Novi-Sad und Petervardein. Die Liturgie wurde ilyrisch, russisch und serbisch gehalten. Davon verstand das Volk nichts, dafür war es aber

äußerst gläubig: „Sie knien auf dem Boden vor ihren Priestern und diese vor dem Bischof, küssen die Erde und die Füße der Archimandriten".

Mittwoch und Freitag sind Fasttage, aber an diesen Tagen wird doch Wein und Schnaps getrunken. Auch Frauen trinken oft mit und träumen dann in der folgende Nacht allerlei „Wunder". Man glaubt an Vampire, die in ihrer Vorstellung niemand anders sind als ihre verstorbenen Feinde, die nachts aus den Gräbern auferstehen und dem noch lebenden Feind das Blut aus den Adern saugen.

Es wird hervorgehoben, dass die Leute aus den Banater Bergen sehr gastfreundlich sind. Sie teilen ihr letztes Brot mit dem Gast und überlassen ihm den besten Platz in dem besten Raum zum Schlafen. Sie begleiten den Gast auf langen Strecken, bis dieser in Sicherheit ist. Der Gruß der Rumänen von hier ist einfach „Sănătate şi pace" („Gesundheit und Frieden"). Den so genannten Stadtherren wird die Hand geküsst und den Priestern die Kutte, und der böseste Fluch auf Kinder ist „du Teufelskind" („copilul dracului").

Wenn im Flachland der Bauer sich mit dem Bebauen der Felder mit Korn und türkischem Korn, „Kukuruz" genannt, beschäftigt, pflanzen die Rumänen aus Werschetz und entlang der Wege von Orawitza bis nach Dognatschka, Bokschan, etc. Pflaumenbäume, da der Schnapps ihr Lieblingsgetränk ist. In Slatina-Temesch, neben Karansebesch, wurde eine Glasmannufaktur gebaut, wo die Angestellten von einem Meister bald lernten, wie man Gläser, sowohl Wassergläser als auch Fensterglas, herstellt. In Tschiklowa und Bokschan erschienen nach den ersten deutschen Grubenarbeitern bald Rumänen, die dies Handwerk erlernten. Chronisten bemerken, dass die alte ansässige Bevölkerung unbedingt auch zu hohen Posten kommen wollte. Ein äußerst anschaulicher Posten war jener des Oberknes, der 120 Forint als Lohn pro Jahr bekam - er musste auch keine Steuer zahlen und durfte die Handschellen jedem, der „nicht folgte", anlegen. Der Erste in der Gemeinde blieb lange Zeit der Pfarrer. Die armen Bauern trugen das erworbene Geld immer bei sich, die reicheren gaben dieses der Gattin, die es im Garten oder sonst wo eingrub, so dass nur sie jenen Ort kannte.

Geld konnte man herausschlagen aus dem erlegten Wild und aus Vögeln mit bunten Federn, auch aus dem Fischfang. Nur die Wasserottern (d.h. ihr Fell) und die Felle der Lämmer hielten sich die rumänischen Bauern zurück.

Es wird aus einem einzigen Holzgefäß gegessen und getrunken, dafür wird viel getanzt - zu allen Feiertagen, selbst zum Tag aller Toten (dem zweiten Ostertag) und zwar im Hof der Kirche, weil dieser ein gesegneter ist. Anschließend wird, am Boden sitzend, gemeinsam gegessen - alles was die Leute mitbringen. Getanzt wird in Kreisen, mal schnell, mal langsam. Die Bewohner des Banater Berglandes werden sehr alt; es gibt viele Hundertjährige.

Dem General Mercy wurde ein Bauer aus Karansebesch vorgestehlt: Iancu Cuvin, der 172 Jahre zählte und seine Frau Sara, 164 Jahre alt. Sie waren 147 Jahre verheiratet und sind 1728 beide gestorben. Florimund de Mercy ließ ihr Portrait malen und schickte es dem Kaiser Karl VI., der das Tableau in seiner Wiener Galerie ausstellte.

Die Rumänen aus dem Bergland kennen keine Arzneien, nur die kurative Kraft der Pflanzen. Damit können die alten Frauen Säfte kochen z.B. aus wilden Äpfeln, pelin, Klee aller Art, Buxus, „cucuta", arnica etc. Die meisten überleben jeder Krankheit, sie sind robust und werden kräftige Männer, die alle bald heiraten. Manche heiraten auch dreimal, weil die Frauen (die oft sehr jung sind) ihnen früh sterben. Nur die Pfarrer heiraten nicht mehr das zweite Mal; sie überlassen ihre Kinder den Verwandten und ziehen in ein Kloster.

Maria Theresia löste ab 1775 alle Klöster auf, weil sie das Leben dort für unnütz empfand und die Renten der Mönche als Belastung des Staates.

Viel und lange werden die Verstorbenen beweint. 6 Wochen muss die ganze Familie mit entblößtem Kopf herumgehen, wenn es auch noch so kalt ist; lange Zeit müssen die Hinterbliebenen laut beim Grab des verstorbenen weinen und klagen, Essen und Trunk über das Grab werfen, als ob der Tote dieses noch zu sich nehmen könnte. An einigen Gräbern wird lange gesungen, wie im österreichischen Friaul (oder in den Dörfern um Venedig); in den Liedern werden die glücklichen Zeiten aus dem Leben des Toten wachgerufen.

Nur die Erntefeste bei Lugosch, Karansebesch und Mehadia, die den römischen Bachanalen gleichen, erinnern dermaßen an die Freude dieser Leute am Leben, Trauer und Tanz, wie die Totenfeiern.

Zu vermerken ist, dass in der Zeit hier im Banater Bergland die Gruben „Benedikt", „Florimund", „Andreas", „Barbara", „Heilige Dreifaltigkeit", „Nepomucenus", „Hoffnung Gottes", „14 Nothelfer",

„Josefus", „Maria Theresie", „Erzherzogin Marianna", „Pelagia", „Maria vom guten Rat", „Petrus und Paulus", „Anton von Padua", „Helena", „Hilarius" und „Nikolaus" Kupfer, Eisen, Kalkar, Blei, dazu unbeschreibbar schöne Kristalle dem Kaiserreich lieferten.

Zur selben Zeit oder ein bisschen später unterhielten sich in der Moldau und in der Walachei Damen aller Art mit den österreichischen und besonders mit den russischen Offizieren. Ein Chronist namens „von Delinus" erinnert sich der Unterhaltungen im „Bremer" Restaurant, eine Art „Moulin Rouge", als ein Gemisch zwischen Westen und Osten, im Bukarest der Jahre 1760 - 1800. Kein Wunder, dass nach 1780 in diesen Landesteilen und lange nicht im Banat, die ersten Scheidungsprozesse fallen. Frauen des Landes verschwinden über Grenzen oder in Nachbarstädten mit den Herren Offizieren. Manche werden wieder heimgeschickt; die Gatten öffnen natürlich den Untreuen nicht mehr die Tür.

Der junge Leutnant Lev Tolstoj, Sohn des Herzogs (Conte) Tolstoj, soll seinen Sohn, den zukünftigen Literaturzar der Russen, auch in diesem Lande beim Kartenspiel und verlorenen Nächten der Liebe sitzen gehabt haben. Neben den Mädchen der Liebe (darunter die berühmte Rosé Pompon) die als französischer Importartikel galten, gab es genügend Landestöchter und -frauen aus Bukarest, die den Russen nach Kischinew, Odessa, selbst Kiev folgten oder gar den Ukrainern nach Tschernowitz. Man sollte immer in den Chroniken Blättern um vieles, was die Gegenwart kennzeichnet und uns immer wieder zum Staunen bringt, aus der Tiefe der Vergangenheit leichter zu erklären.

***Aus Francesco Griselini, Ignaz von Born, Nicolae Stoica de Haţeg, Johann Kasper Steube, Dr. Ioan Haţeganu, Octavian Nica, Duşan Baiski aufgeschrieben***

# Konditorei „Violeta“

Wer in Temeswar eine Schule oder gar eine Hochschule besuchte, kannte die Konditorei „Violeta“. Auf dem Corso zwischen zwei Barock-Palais, das Dornhelm- und das Széchényi-Palais stand sie. Das Lokal zeigte violett tapezierte Stühle, einladende Vitrinen, dazu die violett glasurierten Mehlspeisen, verziert mit einem Parmaveilchen aus violettem Zucker. Alles zog uns mächtig an, so dass wir Studenten der Temeswarer Uni fünf Jahre die 50 lei in der „Violeta“ ausgaben, Geld, das die Differenz zwischen einem gewöhnlichen Stipendium und einem „Merite-Stipendium“ darstellte (bzw. 315 - 365 Lei).

Wenn unsere „internen“ Kollegen, die aus anderen Städten oder Dörfern kammen, die Mensa bezahlen mussten, dazu das Heim, die Schuhcreme und die Zahnpaste, ging es uns „Externen“ etwas besser. Ja, die heutige „Mensa“ hieß damals „Kantine“, dafür riecht es heute genau so wie damals nach Kraut und trockenen Bohnen, sobald man sich ihr nähert.

Wir „Externen“ wohnten bei unseren Eltern, auch ohne ein Geld in der Tasche, da man das Stipendium im Vorraum auf ein Tischchen legte, d.h. sichtbar.

Es war unsere Zutat beim Kaufen des nötigen Heizmaterials, Bezahlen des Stroms und weiß Gott was noch alles, wofür meine sparsame Mutter acht Kuverts bereithielt, womit sie schon damals das Spiel „Alba-neagra“ spielte. Mit anderen Worten, das Geld wurde aus einem Kuvert in das andere geschoben, demnach welche Ausgaben die nächsten waren. Aber, großzügig seiend, ließ mir meine gute Mutter immer 50 Lei auf dem Tischchen liegen, da diese Summe eben meinen Lerneifer bei den letzten Prüfungen darstellte.

Dieses Geld genügte für zwei „Violeta“-Besuche. Ah, das Herumsitzen und Plaudern im Sommergarten, der sich entlang der langen Front jener Konditorei erstreckte und die kurze Goethe-Straße, die nicht befahrbar war, ausfüllte! Der Sommergarten war von Bäumchen beschattet und von den hohen Stadtpalais, die an die „belle époque“ Temeswars erinnerten. Hier wurde man auch von den Passanten gesehen, so dass die Studenten der technischen Hochschule 3-4-mal neben dem niederen, eisernen Zaun des Gartens spazierten, uns Händeküsse zuwarfen und tiefe Blicke...

Die Postenverteilung des Sommers 1961 stellte ein Exit zum Temeswarer Studentenleben dar; adieu Spaziergänge auf dem Boulevard „Mihai Viteazul" (früher Bischofstraße), Studentenkonzerte im „Capitol"-Saal und Operettenabende im Nationaltheater, wo der gern gesehen Mensch sich außer des Kunstgenusses auch der Wärme eines geheizten Raumes erfreute, die von Oktober bis April in unseren Häusern fehlte.

Aber der Ehrgeiz jener Jahre, als wir um ein „Merite-Stipendium" fochten, begleitete uns auch im Berufsleben. Ohne Hintertürchen und „Sperz" (heute „şpagă") wurde man auf der Banater Heide oder auf den Abhängen des Semeniks auf uns aufmerksam. Wir wurden überwiesen von Posten zu Posten, wie vor einem Jahrhundert die Haiducken von Gendarmerie zu Gendarmerie geführt wurden, bis wir unser Temeswar wieder erreichten, das aber nicht mehr total jener Stadt aus unseren Erinnerungen glich.

Aber doch, nach den unendlichen Sitzungen, die mal „methodische" hießen, mal „Analysen", „Consilien", dazu die vielen Proben zu jenem „Gesang Rumäniens" („Cântarea României"), wodurch weniger unser schönes Land besungen wurde, vielmehr „sein Führer", flüchteten die Fachlehrerinnen für eine halbe Stunde in die „Violeta". Es gab zwar kein Kastanienpüree mehr, auch keine Doboschschnitte, vom „Diplomat" keine Spur. Auch der Kaffee kam nicht mehr aus Jamaica.
Man aß eine lila Mehlspeise, die nach Erdöl schmeckte und trank eine Brühe, die nach Soyabohnen roch. Die Gespräche waren aber genau so interessant wie einst. Kollegin X und Kollege Y wurden zerpflückt, nur politische Diskussionen wurden nicht geführt, weil man nicht wusste, wer an dem Nachbartisch saß. Obwohl die Herren mit den dunklen Brillen, die sich von Stunde zu Stunde abwechselten und eine Zeitung lasen, die sie auf dem Tisch liegen ließen, uns bekannt waren. Sie waren uns so bekannt wie die Thuya-Bäume und die Statue der Wölfin mit Romulus und Remus an ihrem Busen, aus dem Blickfeld der Konditorei.

Es ist wahrlich zu bewundern, wie wir unsere Zeit einteilten, damit wir nach 5 Klassenstunden, danach Sitzungen und anschließend 3 obligaten Reihestunden um 1 l Milch, 5 Eier, ein Huhn-Skelet und 5 WC-Rollen zu hamstern, uns einen „Violeta"-Klatsch leisten konnten.

Die Jahre sind dahin wie die Wolken über die Felder gleiten (freie Übersetzung aus Eminescu „Trecut-au anii") und die Professorinnen in Rente, die noch einen tadellosen Pelz haben, kein Parkinson und auch kein Alzheimer, kommen auch noch heute nach der Messe in der Orthodoxen Kathedrale oder aus dem katholischen Dom in der „Violeta" zusammen.

Aber, ah, das Milieu ist ein anderes. Die Ecke des barocken Palais ist vom Herrn Enzo Bernini gemietet. Die ausgestellten Schuhe, Taschen und andere Modeartikel für Damen sind so teuer, dass kaum jemand den Raum betritt. Die Preise sind erschwinglich nur von Kellnerinnen des „Continentals“ oder von den Sekretärinnen der Ratsherrn, die ewig die vielen Unzufriedenheiten der Temeswarer „consilieren“.

Der Sommergarten existiert nicht mehr. Löblich ist die Büste des Königs Ferdinand (1914 - 1927) in diesem Raum der Erinnerung. Auf dem Sockel stehen hehre Worte des Königs, der am 1. Dezember 1918 in Alba Iulia die Vereinigung der Lande zu einem Großrumänien ausrief.

Die Konditorei ist in ein bescheidenes Lokal, - obwohl auch auf dem Kroso, übersiedelt. Früher hieß die Stube „Casata“, wo man Eis aller Art essen konnte. Der Raum ist eng, so dass man Wort für Wort aus den Gesprächen von links und rechts hört. Ein Glück für die Kellnerinnen, dass sie so schlank sind, ansonsten könnten sie zwischen den Tischen nicht hindurch.

Das Pult der Konditorei mit der Vitrine, welche die feinen Mehlspeisen zur Schau bietet, ist wirklich verlockend, aber nimmt zuviel Raum im kleinen Lokal ein.

Die berühmte „Violeta“ wird meistens von den Nostalgikern der 60er Jahre besucht, die ihre Gesprächspatner in den vier Temeswarer Sprachen anschreien, um die Enthüllungen der Damen und Herren von den Nachbartischen zu übertönen. Selten setzt sich ein junges Liebespaar an einen Tisch in jenem Vakarm.

Dazu kommen noch zwei Erscheinungen des neuen Temeswars (21. Jahrhundert): die Bettler und die Straßenkinder. Die letzten verkaufen alte Zeitungen. Die Kellnerinnen wünschen uns nicht mehr „guten Appetit“ sondern warnen uns „passt auf, auf euere Taschen!“

Mit demselben graziösen Lächeln von einst wünschen sie uns noch „o zi bună“, eine Übersetzung aus dem Deutschen „einen guten Tag“. Dies seit wir „zu Europa gehören“. Der Wunsch klingt oft ironisch in dem Kontext der Zeiten.

Die Heimatstreue aus Temeswar verständigt aber am Samstag schon ihre Freundinen: „Morgen sehen wir uns in der *Violeta*!“.

***Temeswar, 2002***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe”, Sonderbeilage Nr. 68 / 2008***

# Ein uralter Koffer kreist durch das neue Temeswar

Wenn man bedenkt, dass der so genannte amerikanische Koffer meines Vaters in Bremen gekauft wurde, wo die Burschen aus Siebenbürgen sich einschifften, um in Boston an Land zu gehen!

Es geschach zu Beginn des Ersten Weltkrieges, als Rumänien sich an dem Gemetzel noch nicht beteiligte. Der Koffer ist wasserdicht und trägt das Monogramm meines Vaters, M.G. Er sah Boston, Berlin, London, Hamburg und erreichte nach vielem Hin und Her Bukarest und schließlich Temeswar. Groß und schwer schmückte er den Korridor meines Elternhauses - 45 Jahre lang. Seine eisernen Beschläge und das Vorhängeschloss, vorauf „Wertheim“ stand, belustigten meine Schulkollegen, die meine Mutter fragten, ob er aus Maria Theresias Zeiten stammt oder ihn Josef II. auf seiner Siebenbürger Reise in unser Land gebracht hat. „Nein“, lachte dann meine Mutter: „er begleitete Goethe nach Marienbad“. Dann lachten auch die Kollegen, nicht aber unsere Nachbarn, die keine Ahnung hatten, wer Goethe war und nie etwas von Marienbad gehört hatten.

Da kam aber das Jahr 1985, unser Haus wurde abgetragen - gegen unseren Willen - und mit dem letzten Möbeltransport wurde der Koffer, der die Bücher einer der Bibliotheken borg, auf einen LKW gehievt.

Da stand er nun entleert in dem Stiegenhaus auf der „Baba Dochia“ Avenue seit 24 Stunden, weil er durch keine Wohnugstür ging. Bewundert von den Insassen, die auch hier einzogen, schon wegen der Ankleber, die das Brandenburger Tor zeigten und den Londoner Tower, stand er unpersönlich und entrückt da: ein „Es war einmal“, dem „Heute“ ausgeliefert.

Meine Schüler waren immer die erste Hilfe in der Not. Nachdem ich also „austrommeln“ ließ, dass ich ein Obdach für einen amerikanischen Koffer suche, kamen gleich Tochter und Mutter Kassner aus der Herrengasse (heute str. Buşteni) der Fabrikstadt herbei und schleppten das Paradestück in ihr geräumiges Haus. Kaum schlug aber die Stunde der Wende, 1990, siedelten Rita, Barbara und Elisabeth Kassner (die Oma) nach Deutschland aus.

Der Koffer wurde zur späten Stunde von der Obergymnasiastin Rita und mir über die damals hölzerne Brücke vor den Wasserturbinen geschleppt bis auf die Schubony (heute „Longinescu“-Straße), wo ein gewesener Berufskollege, Mitglied des Schriftstellerverbandes (Nicolae Tirioi), und seine Gattin noch ein Familienhaus hatten. Leider starb der gute Mann in den folgenden Jahren und seine Frau, die wenig verstand von der Banater Liebe für „mein Haus, mein Garten, meine Pflaumenbäume“, verkaufte den Besitz bald mit Keller und Boden, wo jetzt der Koffer ruhte. Sie zog in eine bequeme Blockwohnung, zentral geheizt, ohne Kachelöfen, ohne Garten, aber auch ohne breite Türen.

Mit wohlwollender Hilfe wurde der Koffer wieder zu später Stunde zwei Straßen weitergeschleppt zu einer Grundschullehrerin unserer Schule. Der Leser muss wissen, dass dies nur zur „späten Stunde“ geschehen konnte, weil der Koffer Aufsehen erregte. Aber selbst nach 8 Uhr abends stellten sich die Neugierigen die Frage, durch die Spalten der Zäune lugend, oder hinter den Fenstervorhängen auf die Straße spähend, was die Schuldirektorin und die Lehrerin F. da heimlich schleppen. Es muss gesagt werden, dass in dem Koffer zwei Menschen sitzen können, also... wer, wo, warum? Und was?

Als der Koffer auf der „Mistral“-Straße weilte, besuchte ich in den Sommerferien die Burg „Forchtenstein“, die sich im Grenzdreieck Österreich - Ungarn - Kroatien Furcht einflössend erhebt, daher „Forchten….“, die nicht so einladend ist wie jene des Europa-Hauses aus Neumarkt. Jene Burg also zeigte soeben die Ausstellung „Die Auswanderung der Burgenländer nach Amerika“. Zu meinem Staunen stand „unser lieber alter Koffer“ als Prunkstück im ersten Raum. Die Fremdenführerin fragte, ob jemand wüsste, wo solche Koffer hergestellt werden und welchen besonderen Vorteil sie haben.

Als ich aus der Touristengruppe rasch „aus Bremen“ rief und dazu „sie sind wasserdicht“, lenkte sie ihre Aufmerksamkeit auf mich und schlug mir vor, den Koffer, den ich besitze, nach Österreich zu bringen. Ich bekäme 7.000 Schilling dafür - d.h. 1.000 DM - wir schrieben das Jahr 1994.

Ah Gott, in jenem Forchtenstein sah ich auch das alte Wappen meiner Heimatsstadt Temeswar und, als Höhepunkt, unseren wilden Vojevoden Vlad Ţepeş in Lebensgröße als Ölgemälde. Meine Kusine war außer sich, dass ich den Mann „mit dem wilden Gschau“ auch kenne

und ich freute mich darüber, dass ein Wiener Maler ihn portraitierte, sonst würde das Konterfei vom Kopf und der Büste, die wir in den Geschichtebüchern sehen, auch nicht zur Verfügung unserer „gelehrigen" Schüler stehen.

Ja, ja, man führte in jenen Jahren Wunder was über die ungarische und serbische Grenze, ich fand es aber unfair, den Koffer, der meinen Vater ein Leben lang begleitete, zu verkaufen. Romantiker, die im Krebsmonat Juli zur Welt kommen...

Als jene Grundschullehrerin nicht roten Paprika, auch nicht Rubin-Kristalvasen über die Landesgrenze verkaufte, sondern sich selbst, wanderte der Koffer durch die „Mistral"-Straße bis in die „Elisabeth"-Straße und, schon ohne Ankleber, in die Josefstadt. Zurzeit verwest er vielleicht in jener Garage, wo ich ihn das letzte Mal sah.

Gerne möchte ich ihn retten, aber meine intelektuellen Freunde haben keinen Wagen dafür. Schön stände er auf der geschlossenen Terrasse einer befreundeten Familie als Aussteuertruhe, als Herzeigestück alter Zeiten. Auch als Dekor zu einem Fotoshooting wäre er passend.

Man stelle sich vor: eine Dame mit Panamahut, die neckisch auf dem Koffer sitzt und Sandalen mit Schnallen, wie vor einem Jahrhundert, trägt. Sie winkt, das Schiff des Schicksals lichtet den Anker und sie fährt ihrer Zukunft entgegen.

Ist der Koffer nicht ein Symbol des Lebens einer Familie, hin und hergetrieben von dem bewegtesten Jahrhundert aller Zeiten, aber auch des ewigen Suchens nach einer Heimat?

***Februar 2008***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 68 / 2008***

# Nostalgie

Das Wort wird im Duden, Seite 480, aus dem Griechischen als „Heimweh“ gedeutet, bzw. als ärztlicher Ausdruck (Med.) wird „nostalgisch“ mit „heimwehkrank“ ins Deutsche übersetzt.

In den letzten Jahren wird dem Wort die Bedeutung „Sehnsucht nach der Vergangenheit“ beigemessen, besser gesagt nach dem einstigen politischen Regime unseres Landes.

Ich will hier weder das Eine noch das Andere damit meinen, sondern eine „wehmütige Erinnerung an unsere jungen Jahre“, als manches auf leichte Schulter genommen oder das Beste daraus gemacht wurde.

So erinnere ich mich gerne unserer Fortbildungskurse aus Kronstadt, obwohl sie ein Travalium im heißen Monat Juli waren. Gern wären wir mit unseren Kindern in einem Kurort des Landes gesessen und hätten uns nach einem Schuljahr, mit wenig Ferien und kaum einem freien Sonntag, ausgeruht.

Wir fuhren aber wohlgelaunt in einem schmutzigen Zug dem „Honterus“-Lyzeum entgegen, dass zwar kein Internat für uns bereit hielt, auch keine so genannten funktionellen Klassen, dafür wartete aber der steinerne Honterus mit dem Buch in einer Hand - ich glaube, ein aufgeschlagenes Buch - was den drei Wochen den Duft von Studium und Wissensdurst gab.

Im Sommer 1972 fuhren wir - acht Philologinnen aus Temeswar - zum ersten Mal in Richtung Kronstadt und die Prozedur wiederholte sich dann von 5 in 5 Jahren, den Gradprüfungen zuliebe. Nicht alle acht Damen will ich beim Namen nennen, sondern nur die beste Deutschlehrerin jener Zeit, Irmgard Gabriel, Enkelin der Dichterfamilie Gabriel und die geistreichste Fremdsprachenprofessorin jener Zeit, Klara Albotă, will ich hier liebevoll verewigen.

Ja, die Klari war eine Lugoscherin, Tochter des Rechtsanwaltes Peia und der bekannten Klavierlehrerin Klara Peia. Sie wurde deutsch-ungarisch-rumänisch erzogen, nur der Bruder wurde lachend „mein deutscher Bruder“ genannt, als es ihm gelang, sich in Deutschland eine neue Heimat zu erobern.

Man weiß auch, dass zur s.g. „Gaudi“, wie die Unterhaltungen mal in Temeswar hießen, zwei Personen im Wechselgespräch stehen müssen. Klara kannte mich von den methodischen Sitzungen, nannte mich „die K.u.K“, Marika Röck, die „trauernde Sissi“ usw. usf.

Als uns in Kronstadt im Heim der Forststudenten, die eben Ferien hatten, ein Saal mit neun Betten zugeteilt wurde, war Klari hocherfreut, denn wir waren acht und „vielleicht kommt noch a Mann dazu“. Sie war damals in ihren besten Jahren, so an die 32 - 33, tief verliebt in ihren zukünftigen Gatten, den sie nur „den Buben“ nannte und für den sie einen Pulover strickte, der bald über 1 Meter lang war.

Irmgard bereute anfangs, dass sie weder auf die Zinne steigen noch bei dem Ausflug auf Schulerau dabei sein konnte, weil sie Herzprobleme hatte und die Höhentemperatur des Sommers machte ihr zu schaffen.

Aber Klari meisterte alles: „Schauen wir uns zuerst die Buben an“, damit waren die Doktoren und Professoren aus der BRD und DDR gemeint, die kaum miteinander sprachen, weil 2 - 3 „Blaue“, aus der DDR mitgereist, alles überwachten.

Unter den Vortragenden entdeckten wir mit Freude auch unseren gewesenen Uni-Kollegen, damals Lektor Peter Kottler, der die Geschichte der deutchen Sprache wirklich im Griff hatte. Er sprach mit solcher Begeisterung über die Merseburger Zaubersprüche, die Ottonen und die Merowinger, dass er seine Krawatte lockern musste und die Pausen übersach. Peter war ein Musterprofessor und ein Mustergatte, weil aber die Kronstädter Lehrerinnen verdammt schön waren, reiste seine gute Gattin, Mutter von drei Kindern, am dritten Tag der Kurse auch an.

„Was machen wir mit dem Mädl“, fragte Klari, weil die Dame im Herrenzimmer nicht schlafen durfte. Sie wurde für zwei Nächte großzügig in unserem Zimmer aufgenommen, bis ein freies Gemach für die Eheleute freigegeben wurde.

Kaum dass wir acht „Wissensdurstige“ unsere Notizen durchlesen konnten, denn Klari schmiedete Pläne, wie sie mich als Rammbock zum Erlangen einer bleibenden Freundschaft zwischen den BRD- und DDR-Lektoren einsetzen könnte.

Sie setzte sich im Bett auf und befahl mir: „Dietrich (von Marlene D.), du gehst morgen zu dem Herrn Doktor, dessen Vater LPG-Vorsitzender ist, und hauchst: *Herr Doktor, wir möchten sie so gerne zu Mititei und Bier auf die Zinne einladen*; dann gehst du zu dem aus Köln,

- wenn der uns noch einmal die Todesfuge von Paul Celan vorliest und über die Verfolgung erzählt, steig ich in den Temeswarer Zug und fahr zurück. Diesem Herrn erinnerst du, von wem du die österreichische Aussprache hast, dass du Wien liebst (obwohlich ich damals noch nie in Wien war) und dass die Tabor-Gasse (Judengasse) zur Kultur Wiens beigetragen hat. Und dazu: *Der letzte Wunsch der Kursanten wäre, Kronstadt von der Zinne aus zu bewundern*".

Klari war guter Laune, als sie plötzlich nachdenklich wurde, denn sie malte sich aus, was geschehen würde, wenn sie jetzt die gemeinsame Toilette für Damen-Herren aufsuchen möchte (die Forsthochschule hatte nur Studenten).

„Stellt euch vor" klagte Klari, „ich komm mit dem Peter zusammen und der beginnt sofort über die Lautverschiebung oder die Merowinger ein Exposé zu halten"!

Ob die Beiden sich tatsächlich am Korridor trafen, weiß man nicht; man ahnte es nur, da Klari verklärt sich wieder ins Bett legte und erklärte, sie wäre über Hlodowig oder Clodowich aufgeklärt, auch über den Bamberger Reiter, jetzt gehe es aber um das Zusammenbringen des Ehepaares Kotller, denn Peter wisse noch immer nicht, dass die liebe Gattin in unserem 9. Bett ruht.

Hier muss gesagt werden, dass Irmgard Gabriel, die sonst so strenge Deutschspracheprofessorin, so herzhaft lachte, dass der eiserne Rahmen des Internatbettes wackelte und „schepperte", zur Freude des „Nachbarnzimmers".

Man dekretierte auch, dass am nächsten Tag die Hymne „An die Freude" auf der Zinne gesungen werden soll, weil es morgen zur ewigen Freundschaft der beiden deutschen Länder gehen werde. Clara war eben eine Hellseherin und konnte damals schon ahnen, dass eines Tages... der eiserne Vorhang, die Mauer...

Die Strategie gelang. Selbst Irmgard kam mit und Klara überbrückte die peinliche Stimmung, die anfangs den Ausflug umhüllte, lautselig über die Sümpfe Banats vor 1718 erzählend, über Eugen von Savoyen und die „Liebe, die alle Nationen erfasste, als sie sich den Banater Boden aufteilten."

Laut dem Ausflugsplan musste ich die laut sprechende Gruppe mit den „blauen Buben" abschließen und ihnen über die Liebe zwischen Tristan und Isolde erzählen, wie es einer Germanistin ziemt.

Die Herren waren ein wenig genervt, weil sie infolge meines „Schlabraments“, die Diskussion der Andern nicht auffischen konnten. Unserer Klari entging nichts, so dass sie die „Blauen“ nach ihren Löhnen fragte und wo sie unterrichten. Alles war eine Wonne für die Herren Doktoren aus beiden Ländern. Dann wurde bei Bier und „Mititei“ Lili Marlen für den Westen, „Sah ein Knab ein Röslein stehn“ für den Osten gesungen. Man erzählte auch den Herren, dass auf dem schönen Karpatengelände nicht nur die seltene Karpatennelke gedeiht sondern auch eine menge Giftpflanzen, die den Alchimisten Paracelsus herlockten, und dass es giftige Eidechsen gibt, dessen kleinster Biss verhängnisvoll ist.

Irmgard Gabriel, die belesener war als wir, staunte über unser s.g. „vielseitiges“ Palaver und lachte aus ganzem Herzen. Die Aufpasser waren sichtbar gelangweilt und ich glaube, sie hielten uns entweder für Matta-Haris oder für einfältige Erscheinungen.

Wir erklärten aber den Tag für ein historisches Ereignis, da West und Ost gutgelaunt das Nachmittagsprogramm antraten, die „blauen Buben“ (die eigentlich nicht „blau“ waren; wir gaben ihnen den Namen), gingen, Ansichtskarten kaufen und ich verlor auf dem Heimweg einen Schuhabsatz von meinen sozialistischen Sandalen.

Nach drei Wochen war Klari wieder in Lugosch, ich in Temeswar und Irmgard beim Arzt. Dieser analysierte ihren Herzrhythmus, den Blutdruck und alles was zu den Funktionen des Herzens gehört und fragte plötzlich: Was haben sie denn eingenommen? Ihr Zustand ist erstaunlich besser geworden“.

Da lächelte Irmgard und meinte, sie war drei Wochen bei einem Fortbildungskurs in Kronstadt gewesen. Erst als der Arzt stockte, erklärte sie weiter, dass sie unentwegt drei Wochen gelacht habe, weil die beiden „Spaßvögel“ dabei waren.

Der Arzt wollte wissen, wer die beiden Psychotherapeutinnen (ohne ihr Wissen) sind und Irmgard nannte unsere Namen. Der alte Temeswarer Doktor gab jetzt zu: „Habe von den Beiden gehört. In einem Team sind sie großartig“.

Schöne alte Heimat, viele liebe Menschen, ein Leben ohne Neid, Intrigen oder „wer kann sich auf wessen Schultern emporranken“ und wiedermal - Nostalgie...

*2007*

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe”, Sonderbeilage Nr. 68 / 2008***

# Ostern in der „süßen Heimat“ mit dem „bitteren“ Gefühl des Fernwehs

Die katholischen Ostern laufen den ortodoxen Landesostern mit fünf Wochen voraus, so dass es beträchtlich kalt ist, sogar Schnee wirbelt von der ungarischen Tiefebene über Banat und die blühenden Kirschen- und Aprikosenbäume tragen welke Blumen.

Der Alt-Banater begibt sich frühmorgens in den Dom, wohin die „Glocken der Heimat“ rufen. Ihr Läuten erinnert nicht mehr an Adam Müller-Guttenbrunns Roman, sie erwecken aber bei den Damen und Herren im dritten Alter die Erinnerung an jene Jahre, als sie hurtig über das Kopfsteinpflaster des Domplatzes zur Kirche liefen, nicht um den Lob Christi Willen, d.h. um die Hostie zu speisen sondern um „den und die“ zu sehen. Besonders aufregend war der Tag, wenn man ein Paar neue Sandalen trug oder eine blumige Bluse mit Spitzenkragen, von der Godi (gemeint Taufpatin) gespendet.

Heute schreiten diese alternden Leute, gut gekleidet, mit dem Bewusstsein, dass sie das getan haben, was sie tun sollten, ohne Kompromisse und Seitensprünge von der Tabulatur der Moral, der Kirche zu. Allzu wenige sind es aber - diese Heimatstreuen, diese Hiergebliebenen. Es scheint, dass sie auf eine Offenbarung warten.

Sind es 15 oder sind es 20 Bekannte in dem großen Kirchenschiff, die nach der Messe einander frohe Ostern wünschen?

Und während der Messe? Mächtig sprechen die Anwesenden das „Tatăl nostru“ in rumänischer Sprache, herausfordernd tönt das ungarische „mi atyánk“ und melancholisch das „Vaterunser“. Viel Jugend ist zugegen wegen des Konzertes und der wunderbaren Stimme einer Theodora Ciucur, Stimme, die an den Spitzen der alten Orgel hängenbleibt und dann die vergoldeten Altarstandbilder der Heiligen Theresia und des Heiligen Boromäus umwirbelt.

Man sucht nach der Messe nach bekannten Gestalten aus der neuen Heimat. Einige Heimkehrer für 4 Tage-Flugfahrt hin und zurück laufen den Bodenständigen entgegen. Man wird von allen erkannt, beim Mädchennamen - die Frauen genant, beim Vornamen - die alternden Männer. Sie, „die Fernen“, werden nach der Stimme erkannt. Schlanker, das bekannte Lachen auf dem Antlitz ist fort, während die

„Zwetschkenknödel"-Esser, die Schinken-Experten, der Rahmsalat gehört dazu, noch immer strahlend feist sind. Sie schlucken zwar auch schon tüchtig Pillen, denn sie fürchten den Schlaganfall, und die schlaflosen Nächte, die früher über den Banater Raum nicht kreisten, machen ihnen auch zu schaffen.

Die Begegnung vor der Kirche ist kurz, man vertseht sich nicht, weil die Osterglocken 10 Minuten gezogen werden. Alle mögen es hören: unser Jesus ist auferstanden, wenn auf eueren auch noch das Gericht Pilatus wartete.

Befreit von den gestrigen Sorgen gehen wir heim oder wir sind zu Tisch geladen. Man kann wählen, denn man wird geehrt für die Arbeit eines Lebens, die mit Worten, nicht mit Geld belohnt wurde. Man kann wählen: zur krebskranken Frau Dr. S.; zu den wohl situierten A plus C, wo sich Eltern und Schwiegereltern über den Tisch gekünstelt anblicken oder zur gläubigen Frau T., wo der einzige Sohn vor 2 Jahren starb und die Leute ihre Einsamkeit überbrücken wollen. Man bemüht sich, alle zu besuchen, mit Eiern und Schokoladen in einer Einkaufstasche, die nicht zur festlichen Kleidung passt.

Die Nicht-Kirchengänger stellen während des Besuches Fragen der Neugier: „Wer kam heim? Wie sieht er / sie aus? Was sagen sie? Wirken sie glücklich? Wollen sie ihr Haus oder ihre Felder zurück?" Die Antworten geben sich die Fragenden selbst: „Der war schon immer wortkarg und jene schon immer dünn und abgearbeitet. Wer keinen guten Rechtsanwalt hat, kommt unnötig hergefahren, sobald die Hiergebliebenen kaum etwas bekamen. Ja, natürlich, sie laufen wegen jedem Dreck zum Arzt. Was nützt es, wenn man nicht mehr aus dem Haus kann und grübelnd in einer Stube 90 wird?"

Mutter H. schreit unerwartet auf: „Was kommen sie alle herbei, wenn sie so glücklich in der Ferne sind? Was, wegen den Gräbern? Das ist doch die Höhe, sie möchten sich nicht, die... - es werden Namen genannt - während des Lebens und jetzt packt sie die Sehnsucht nach den Toten?"

„Das süße Heimweh packt sie, sagt Elise, genau wie uns Jugendliche das Fernweh packt, wenn es Frühling wird, oder Sommer. Wenn man dann auch den bitteren Geschmack auf den Lippen hat, der uns lehrt, dass reifende Aprikosen nicht immer süß sind und grüne Trauben sehr sauer sein können. Schließlich sollte es jeder versuchen, sich auch in der Ferne mal zu bewähren."

Zu Ostern wird im Banat noch viel getrunken und gegessen, wenn auch die Meinungen der Generationen aufeinanderprallen, wie die schmelzenden Eisblöcke der Antarktis.

Immer wird bei einem Glas Rekascher Wein oder Teregowarer Schnaps viel „gemeint“ und „behauptet“. Eine Frage bleibt offen: ist das Heimweh immer süß und das Fernweh immer bitter? Sie beschäftigte uns auf dem langen Heimweg, auch nachdem wir in der TV-Sendung amerikanische Wissenschaftler über die Auferstehung Christi debattieren sahen und hörten.

***April 2008***

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe”, Sonderbeilage Nr. 68 / 2008***

# Verloren in der süßen rumänischen Sprache

Das Schicksal hat uns von Ferdinandsberg nach Bukarest geführt, wo mein Vater eine gute Stelle bei der rumänisch-deutschen Erdöl-Gesellschaft bekleidete. So kam es, dass ich die Schwelle der Schule am 15. September 1944 noch in Bukarest betrat. Es war das Gebäude des Lyzeums „König Michael I.“, neben den „Basilescu“-Garten. Unsere Lehrerin, Frau Neamțu, war die Frau eines Obersten, die zur Freude meiner Mutter eine schöne rumänische Sprache unterrichtete. Da meine gute Mutter, aus Österreich kommend, schwach rumänisch sprach, lernte sie jetzt mit mir Vokabeln, indem sie mir das Buch „Die Märchen der Rumänen“ („Basmele românilor“) von Petre Ispirescu gesammelt, vorlas.

Die Sensucht nach Banat beflügelte aber bald meine Eltern (Temeswar war damals noch ein „klein Wien“) und sie kauften ein Haus in Temeswar, in den Weingärten der Fabrikstadt.

Unsere Grundschule mit dem Aufsehen erregenden Direktor Dumitrescu (er maß ungefähr 1,90), mit dem Pfarrer Sora zu seiner Rechten, sammelte die Kinder der Weingärten in den vier Räumen der Schule: Banater Kinder, brav, gläubig und mit einem Hang zum lernen. Natürlich sprach man in den Pausen in der süßen Banater Mundart.

Mit großer Freude wurde ich aufgenommen, weil ich doch die „Bukaresterin“ war, die Kleider und Schuhe trug, gekauft aus dem damals renovierten Geschäft „La vulturul de mare cu peştele în gheare“.

Die Freundschaften, im Schulhof geschlossen, wurden im Hof der Kirche fortgesetzt und bis in unseren Hof und Garten geleitet, zur Freude meiner Eltern.

Ja, in den Jahren 1946, 1947 waren die Sommer heiß, die Herbste warm und die Winter kalt. Der Frühling ließ die Vorstadt in einem Blumenduft, gepaart mit dem herben Geruch des sprießenden Grases, untergehn.

So kam es, dass an einem heißen Sommertag meine Freundinnen mich auffordeten: „Es ist heiß, *hai să ne băgăm în sobă*“. Angst stieg in mir auf, da ich mir nicht vorstellen konnte, wie sieben Mädchen in einem Ofen (*sobă*) Platz haben.

Zum Glück sprach Mutter ungarisch, so dass sie mich beruhigte, denn „szoba“ bedeutete nichts anderes als „Zimmer“.

Unwissend stand ich da, als man mir vorschlug, spazieren zu gehen, zuerst „*pe socacul mare*“, dann „*pe socacul mic*“, d.h. auf der Hauptgasse, dann auf der Nebengasse.

Als der Winter näher kam, nahmen uns die Eltern der Spielgefärten ins Haus auf und berieten uns, *„lipideul“* (die Decke), oder *„dricaiul“* (die Federdecke) oder gar *„poneava“* (hausgewebte Decke) zu nehmen, uns damit zu bedeken, um in der Fibel zu lesen.

Nach dem ersten Winter ließ ich nicht nach, bis meine Eltern mir auch ein „*laibăr*“ oder wenigstens einen „*bruştuc*“ (Weste aus Lammfell) kauften. Dies war auch notwendig, weil warm war es nur in der „*cuină*“ (Küche) über den Tag, im Winter, wenn man im „*ler*“ oder „*rer*“ (Offenröhre) Äpfel briet, so dass der einladende Geruch bis „*în şpais*“ (Speis) oder gar bis in den „*voreț*“ oder „*dvoreț*“ (Hauskorridor) drang.

Total verloren stand ich da, als eine Nachbarin, über 60 seiend, die mir uralt vorkam, d.h. sehr respektiert wurde, Lidia und mich in das einzige Geschäft (ein multifunktioneller Laden) schickte, damit wir ihr zwei „*şcătule de răipelți*“ (zwei Zündholzschachteln), einen „tolcer“ (Trichter) und 2 Kg „carompile“ (Kartoffel) kaufen.

Nur gut dass Herr Spaia, der aus Sculea stammte, dem Dorf neben Gataia, gleich Bescheid wusste und freudig ausrief: „Aha, ihr wollt also, *crumpi*“! (Krumpiern).

Der Winter verging immer schnell, wegen den langen Winterferien, in welchen „*clisa mare*“ und „*clisa mică*“ (das große Schwein und das kleine Schwein, Zuchtschwein) geschlachtet wurden, und die „*golumbi*“ (Tauben) fielen schon wieder über den Salat und den Kleesamen der Nana Floare (Tante Floare) her, die doch so *„fantoşă“* (stolz) auf ihren Garten war.

Weil die Hausfrauen ihre „*cuine de vară*“ (Sommerküchen) weißelten - *„văruiau“* und die *„credențuri“* (Küchenschränke) säuberten, mussten wir Mädchen vor Ostern die *„tăniere“* (Teller) und die „*blide pentru groscior“* (Keramiktöpfe für Rahm) waschen und *„păsat“* (Fruchtkorn, Mais) den *„hoare“* (Geflügeln) streuen.

Die alte Generation wollte uns stets erziehen, deshalb wurden wir *„ocărât“* (beschimpft) weil wir *„ghete domneşti“* (herrische Schuhe) und nicht *„pinci“* (Patschen mit Gummisohlen) trugen.

Wir waren eigentlich schon geschult, so dass wir nicht alles verstanden, wenn man uns Befehle gab in dem süßen Banater Dialekt.

Was mich anbelangt, was soll ich sagen? Kaum hab ich gelernt *„păsat la hoare“* zu geben, fragte mich die „*tuşa Veta“* (sie stammte aus der Arader Gegend), wieviele *„galiţe“* (Hühner) wir haben.

Ich war wahrlich verloren in dem Sprachendreieck unserer Banater Heimat, wo wir rumänisch, deutsch, ungarisch sprachen und obendrauf die süße rumänische Mundart.

***Erschienen im „Echo der Vortragsreihe", Sonderbeilage Nr. 68 / 2008***

# Bezauberndes, humorvolles Banater Bergland. Nachklang zu den Literaturtagen 2008

Die Reschitzarer Forumtreuen erscheinen wissensdurstig und wohlgelaunt zu jeder Lesung bei den „Reschitzaer Deutschen Literaturtagen."

Man wird herzlich begrüßt und jeder ist willig, dem Schreibenden etwas aus seinem „bewegten" Leben zu erzählen.

Man möge nicht glauben, dass der Ehrenbürger (mit Recht) der Stadt, Erwin Josef Ţigla, mir „Willkommen, Frau Profesor" beim Wiedersehen sagt. Von wegen! Er ruft aber entzückt: „Ta is ti *Baba Dochia*! (Ich wohne nämlich auf der Straße „Baba Dochia"). Mia missen ti Edith modeanisiern unt ihr Baba Nokia sagn unt nach 4 Joahn wieda andest, tenn mia missn schritthaltn mit ta Zeit".

Die nächsten, die einem entgegenkommen, sind Frau und Herr Bähr. „Herst (sagt Inge Bähr - gewesene Berufskollegin), ich hab a Thema fia tich! Wie mei Mutter in Putzbrunnen gfalln is. Sie hat Plastickschlarfen anghabt unt a Handzurka (angeblich einen dicken Pulower). Es wua Eis unt Schnee draußen, aber sie hat a Zellablatt fia ti Krumpiernsuppn braucht. Mehr tot wie lebendig hab'n mia sie raus, aber sie hat noch lang klebt".

Weill aber der bekannte und geschätzte Journalist Werner Kremm erscheint, hör ich nicht mehr auf Inge, denn Herr Kremm erzählt mir, dass seine Schwiegermutter die Zicklein im „Podrum" hielt. Wir brauchen lange, bis wir erfahren, dass dies der Keller war. Alle verstehen aber, dass manche Leute damals drei „plaţuri" (rumänisch von Hausplatz) hatten und dass die Armut nicht so groß war, wie man sie postum darstellt.

Da erscheinen aber mehrere wohlwollende Damen. Eine drückt mir eine butterweiche Banane in die Tasche, so dass ich mir eine neue „fişă de alegător" machen muss und meine Zugfahrtencupons auch nicht mehr zu gebrauchen sind.

Der liebe Hardy, der tüchtige „Echo"-Schreiber war unzufrieden, dass ich wieder „neben tene Bären sitz (gemeint Fam. Bähr), ich möge lieba a poa Witze mit viel Sex" erzählen.

Die herbeigereisten erlesenen Gäste aus Bukarest und Kronstadt staunen und rätseln, wie ich das anstellen werde. Ich beruhige sie im

schönen Garten der „Alexander Tietz“-Bibliothek und meine „es wird nur erzählt, nicht geübt...“

Bei dieser Gelegenheit schauen sich meine Landsleute die Gäste an und bemerken, sie wären „aufgeputzt“, und dann beginnt der Streit ob „wie a Osterei, a Pfingstochs oder a Pfingstsesel“. Die Frage bleibt offen...

Aber dann wird gelesen. Es werden Bemerkungen gemacht wie: „Hier wird über Literatur gesprochen, leider spreche ich heute über Dichter, über die Schmerzen eines abgebrochenen Fingernagels, über persönliche Wünsche wie zum Beispiel: auszuziehen in der Öffentlichkeit“. Die Worte sind tief, aber die Fahnenträger der erwünschten Demokratie (seit 100 Jahren) nicken ein.

Plötzlich ruft der „Mann am Rad“: Pause! Da flüsstert ein noch nicht ganz alter Herr mir zu: „Kommn’s mit, jetzt kommt der scheene Teil. Mir gehn in ten Keller zum Schnaps!“

Weil ich Leute nicht mag, die höher steigen wollen, indem sie anderen auf die Schultern und womöglich Kopfnerven treten, bin ich fuchsteufelswild am zweiten Tag.

Da sieht mich aber Erwin Josef Ţigla am kommenen Tag (einem Sonntag und orthodoxe Pfingsten dazu) in der wundertätigen „Maria Schnee“-Kirche knien. Beim Verlassen der Kirche fordert er mich auf: „Steig ins Auto, jetzat bist wieda unschuldig unt jungfraulich!“

Dan Stănescu am Lenkrad lacht breit und fragt, warum ein gewisser treuer Gast diesmal ausgeblieben ist. „Er versteht wenig Deutsch, obwohl er zum Rat der Minderheiten gehört unt tarum wird es ihm langweilig hier“ erklärt man. „A, so“ bemerkt Dan „er gehört zur Gruppe der Minderheitn, ti kaini Fremdsprachn sprechn!“.

Es wird ins wunderbare Dognatschka-Tal gefahren. Das Restaurant heißt „Paradiesecke“, auf rumänisch „Colţ de rai“. Der ganz freundliche Forumsvorsitzende legt uns nahe, dass der Name davon kommt, da hier der Banater „Angeli“ hergestellt wird.

- Unt Fische? Sein Fischn im Seerosenteich?

- Ja, ja, kriegts ach Forelln mit *mujdei* (Knoblauchsoße), dass ihr abführen kennt!

Herr Duca, der berühmte Fotograf mit dem schönen Haus in Wolfsberg, versteht was von Natur und Romantik. Er lässt mich auf ein paar morschen Brettern neben dem Teich stehen und meint: „Bleiben’s

dort, ich will a scheene Landschaft!“. Die Bretter krachen unter mir, ich beiß mir auf die Unterlippe, die Sonnenbrillen hängen schief. „Na“ sagt Herr Duca „tes war´s; die scheene Landschaft hab ich, aber keine Seerosen“.

Die lieben Freunde aus Dognatschka empfangen uns herzlich. „Was schleppens ta, liebe Frau?“ fragt eine alte Frau. Erwin erklärt „Ti schleppt mehr Literatur herum als sie tragn kann! Nur die Hälfte mecht si brauchn“ („Cară mai multă literatură decât poate duce“).

Es folgt meine „ein Mann-Schow“; danach will ich den Flieder im Hof des Forums bewundern. Die Damen eilen mir nach: „Was suchen’S?“ „Ich will eich an Flieder stehlen“ bekunde ich. „Mein Gott“ sagt eine liebe Tante „sein’S so weit gfarn, tass Sei an Flieder stehlen, unt aufrichtig sein’S a noch...“

Wenn Gott uns Tage gönnt, sehen wir uns wieder, treue Bergländer!

*Erschienen im „Echo der Vortragsreihe”, Sonderbeilage Nr. 68 / 2008*

# Veröffentlichungen des Kultur- und Erwachsenenbildungsvereins „Deutschen Vortragsreihe Reschitza"



1. **Ich weiß, dass du mein Vater bist, aber ich kenne dich nicht. Erzählungen von Russlanddeportierten (I. Band).** Redaktion: Erwin Josef Ţigla, Werner Kremm. ADZ-Verlag Bukarest, 1995, 103 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-96022-8-2




2. **Deutsche Literaturtage in Reschitza (1991 - 1995). Eine Dokumentation.** Redaktion: Erwin Josef Ţigla, Werner Kremm. ADZ-Verlag Bukarest, 1996, 248 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-97541-1-2




3. **Das schreckliche Jahr 1945. Erzählungen von Russlanddeportierten (II. Band).** Redaktion: Erwin Josef Ţigla, Werner Kremm. ADZ-Verlag Bukarest, 1997, 120 Seiten, Auflage: 700 Exemplare. ISBN: 973-97541-5-5



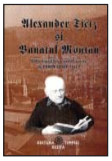

4. Karl Ludwig Lupşiasca: **Dieses von Natur aus reiche Land. Geschichte des Banater Berglands in der Zeitspanne 1718 - 1855.** Redaktion: Erwin Josef Ţigla, Werner Kremm. ADZ-Verlag Bukarest, 1997, 320 Seiten, Auflage: 700 Exemplare. ISBN: 973-97541-8-X




5. Erwin Josef Ţigla: **Im Banater Bergland. 10 Jahre Kultur- und Erwachsenenbildungsverein „Deutsche Vortragsreihe Reschitza".** Lektorat: Hans Liebhardt. ADZ-Verlag Bukarest, 1997, 408 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-97541-7-1




6. Erwin Josef Ţigla, Hans Liebhardt (Hrsg.): **Alexander Tietz und seine Welt. Dokumente, Erinnerungen, unveröffentlichte Texte.** ADZ-Verlag Bukarest, 1998, 200 Seiten, 24 Fotoseiten, 1 Anhang, Auflage: 1.000 Exemplare. ISBN: 973-99318-0-X



7. Erwin Josef Ţigla (Hrsg.): **Alexander Tietz şi Banatul Montan**. Timpul-Verlag Reschitza, 1998, 232 Seiten, 32 Fotoseiten, 1 Anhang, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-9249-48-5




8. Edith Guip-Cobilanschi: **Poesie des Banater Berglands. Gedichte und Prosa.** Lektorat: Hans Liebhardt; Redaktion: Erwin Josef Ţigla. ADZ-Verlag Bukarest, 1999, 86 Seiten, Auflage: 1.000 Exemplare. ISBN: 973-98318-6-9



9. Alexander Tietz: **Briefe von der Alm = Scrisori de la sălaş.** Zweisprachige Ausgabe. Ins Deutsche übersetzt von Hans Liebhardt. Hrsg.: Erwin Josef Ţigla. ADZ-Verlag Bukarest, 2000, 128 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-98318-9-3



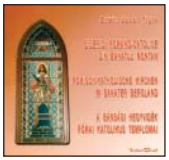
10. Karl Ludwig Lupşiasca: **Dem Emporbringen und Aufblühen dieser Bergwerke. Eine Geschichte des Banater Berglands in der Zeitspanne 1855 - 1920.** Redaktion: Erwin Josef Ţigla. ADZ-Verlag Bukarest, 2000, 382 Seiten, Auflage: 700 Exemplare. ISBN: 973-99655-2-0



11. Msgr. Paul Lackner: **Ein Versuch, die chor-musikalische Vergangenheit Reschitzas festzulegen = O încercare de evocare a trecutului muzical-coral al Reşiţei.** Zweisprachige Ausgabe. Ins Rumänische übersetzt von Georg Colța. Hrsg.: Erwin Josef Țigla, Modus P.H.-Verlag Reschitza, 2000, 90 Seiten, 11 Fotoseiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-8104-02-5



12. Erwin Josef Țigla, Hans Liebhardt (Hrsg.): **Deutsche Literaturtage in Reschitza. 1996 - 2000. Vorträge, Studien, Berichte.** ADZ-Verlag Bukarest, 2001, 366 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-99655-5-5



13. Erwin Josef Țigla: **Biserici romano-catolice din Banatul Montan = Römisch-katholische Kirchen im Banater Bergland = A Bánsági Hegyvidék római katolikus templomai.** InterGraf-Verlag Reschitza, 2001, 128 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-18



14. Rolf Bossert**: Im Dickicht der Sprache. Zum 50. Geburtstag des Dichters.** Hrsg.: Erwin Josef Țigla, Hans Liebhardt. ADZ-Verlag Bukarest, 2002, 150 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-8384-04-4



15. Anton Schulz: **Vom Postmeister zur Schnellpost. Ein Beitrag zur Postgeschichte Reschitzas.** Redaktion: Erwin Josef Țigla; Lektorat: Waldemar König. InterGraf-Verlag Reschitza, 2002, 252 + XVIII Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-35




16. Maria Magdalena Kumher: **Peisaj. Versuri.** Redaktion: Octavian Doclin. Modus P.H.-Verlag Reschitza, 2002, 36 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-8104-11-4



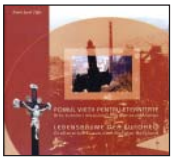

17. Christian Gitzing: **Schule im Wandel der Zeit. Die deutsche Volksschule in Reschitza von den Anfängen bis zur Gegenwart.** Redaktion: Erwin Josef Ţigla. InterGraf-Verlag Reschitza, 2002, 252 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-43



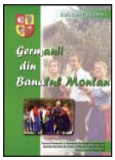
18. **Spălaţi-vă picioarele unul altuia. Ecumenism între istorie şi prezent la Reşiţa = Waschet Euch gegenseitig die Füße. Ökumene zwischen Geschichte und Gegenwart in Reschitza = Mossátok meg egymás lábát. Az ökumenizmus története és jelene Resicán**. Hrsg.: József Csaba Pál, Erwin Josef Ţigla. InterGraf-Verlag Reschitza, 2003, 290 + XIV Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-44




19. **Aufs Wort gebaut. Deutsche Autoren in Rumänien.** Hrsg.: Erwin Josef Ţigla, Hans Liebhardt. ADZ-Verlag Bukarest, 2003, 231 Seiten, Auflage: 700 Exemplare. ISBN: 973-8384-15-X



20. Erwin Josef Ţigla: **Pomul vieţii pentru eternitate. Arta turnării metalului din Banatul Montan = Lebensbäume der Ewigkeit. Gießereikunst aus dem Banater Bergland.** Mit Einführungsworten von Erzdechant József Csaba Pál und Dr. Rudolf Gräf, ergänzende Fotos aus der Sammlung Walter Woth (Deutschland); Lektorat: Waldemar König. InterGraf-Verlag Reschitza, 2003, 59 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-57




21. **Germanii din Banatul Montan.** Hrsg.: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König. InterGraf-Verlag Reschitza, 2003, 220 + LXXVIII Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-60




22. **Matinee. Junge deutsche Lyriker in Rumänien. „Rolf Bossert"-Lyrikwettbewerb 2003.** Hrsg.: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König. InterGraf-Verlag Reschitza, 2003, 70 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-61




23. Doina & Gustav Hlinka: **Pictură naivă = Naive Malerei.** Hrsg.: Nicole Opaţchi, Erwin Josef Ţigla; Einleitende Worte: Ada D. Cruceanu; Lektorat: Waldemar König. ColorPrint Reschitza, 2004, 60 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: 973-97258-3-72



24. Erwin Josef Ţigla: **Biserici romano-catolice din Arhidiaconatul Banatului Montan = Römisch-katholische Kirchen im Erzdechanat des Banater Berglands = A Bánsági Hegyvidék főesperességének római katolikus templomai**. Lektorat: Waldemar König. ColorPrint Reschitza, 2004, 160 Seiten, Auflage: 200 Exemplare. ISBN: 973-97258-5-6




25. **Heimweh ist die schlimmste Krankheit. Erzählungen von Russlanddeportierten (III. Band)**. Hrsg.: Andrea Judith Krempels, Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König. ColorPrint Reschitza, 2005, 86 + XX Seiten, Auflage 500: Exemplare. ISBN: 973-97258-8-0



26. Luise & Francisc Finta: **Impresii din Caraş-Severin = Eindrücke aus dem Kreis Karasch-Severin = Krassó-Szörényi benyomások**. Hrsg.: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2005, 64 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: 973-87344-1-X



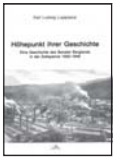
27. Erwin Josef Ţigla, Hans Liebhardt (Hrsg.): **Deutsche Literaturtage in Reschitza, 2001 - 2005. Vorträge, Studien, Berichte.** ADZ-Verlag Bukarest, 2006, 408 Seiten, Auflage: 250 Exemplare. ISBN: 973-8384-28-1




28. Ion Stendl: **Desene = Zeichnungen.** Hrsg. und einleitende Worte: Erwin Josef Ţigla; Text: Maria-Magdalena Crişan; Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2006, 131 Seiten, Auflage: 500 Exemplare. ISBN: (10) 973-87344-6-0; ISBN (13) 978-973-87344-6-3



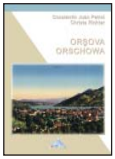

29. Anton Ferenschütz: **Wahn und Wirklichkeit. Erzählung.** Hrsg. und mit einem Nachwort: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König, Herta Drexler-Drozdik. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2006, 274 Seiten, Auflage: 350 Exemplare. ISBN: (10) 973-87344-8-7; ISBN: (13) 978-973-87344-8-7



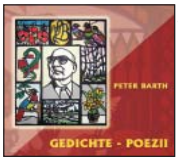
30. Karl Ludwig Lupşiasca: **Höhepunkt ihrer Geschichte. Eine Geschichte des Banater Berglands in der Zeitspanne 1920 - 1948.** Hrsg.: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2006, 382 Seiten, Auflage: 300 Exemplare. ISBN: (10) 973-87344-7-9; (13) 978-973-87344-7-0



31. Arsenie Boar: **Istorie ilustrată a Banatului Montan, 1890 - 1948. Volumul I = Illustrierte Geschichte des Banater Berglands, 1890 - 1948. Band I = Illustrated history of the Mountainous Banat, 1890 - 1948. Book I.** Hrsg.: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König, Dr. Ada Cruceanu-Chisăliţă. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2007, 152 Seiten, Auflage: 350 Exemplare. ISBN: 978-973-88077-6-1; Vol. I, ISBN: 978-973-88077-7-8



32. Constantin Juan-Petroi, Christa Richter: **Orşova = Orschowa.** Alte Fotos und Ansichtskarten aus der Sammlung: Stefan Hutterer, Mihai Butnaru. Redaktion: Erwin Josef Ţigla; Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2007, 108 Seiten + 21 Seiten Illustrationen, Auflage: 250 Exemplare. ISBN: 978-973-88461-1-1




33. Peter Barth: **Gedichte = Poezii.** Scherenschnitte und Übersetzung ins Rumänische: Norbert Francisc Taugner. Einleitende Worte: Norbert Francisc Taugner und Marcela Frăţilă. Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2007, 88 Seiten, Auflage: 200 Exemplare. ISBN: 978-973-88461-4-2



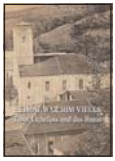

34. Erwin Josef Ţigla: **Im Banater Bergland (II). 20 Jahre Kultur- und Erwachsenenbildungsverein „Deutsche Vortragsreihe Reschitza".** Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2007, 647 Seiten, Auflage: 400 Exemplare. ISBN: 978-973-88461-6-6



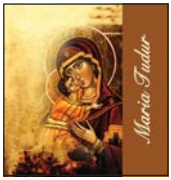

35. Else von Schuster: **Aus meiner Gedankenwelt.** Illustrationen: Călina Brădean. Hrsg.: Erwin Josef Ţigla. Lektorat: Waldemar König. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2008, 111 Seiten, Auflage: 200 Exemplare. ISBN: 978-973-88461-2-8



36. Arsenie Boar: **Istorie ilustrată a Banatului Montan, 1890 - 1948. Volumul II = Illustrierte Geschichte des Banater Berglands, 1890 - 1948. Band II = Illustrated history of the Mountainous Banat, 1890 - 1948. Book II.** Hrsg.: Erwin Josef Țigla; Lektorat: Waldemar König, Dr. Ada Cruceanu-Chisăliță. „Banatul Montan"-Verlag Reschitza, 2008, 144 Seiten, Auflage: 350 Exemplare. ISBN: 978-973-88077-7-8; Vol. II, ISBN: 978-973-1929-04-0



37. Tibor Lichtfuss: ***Heimat war ihm vieles. Tibor Lichtfuss und das Banat.*** Hrsg.: Erwin Josef Țigla. Lektorat: Waldemar König. Reschitza: Banatul Montan, 2008; 97 Seiten, Auflage: 300. ISBN: 978-973-1929-03-3.







38. ***Maria Tudur - Anton Ferenschutz.*** Hrsg. und Vorwort: Erwin Josef Țigla. Einleitende Worte: Ada Cruceanu-Chisăliță. Lektorat: Waldemar König. Reschitza: Banatul Montan, 2008; 96 Seiten, Auflage: 350. ISBN: 978-973-1929-13-2